

Emile Durkheim  
Der Selbstmord

Übersetzt von  
Sebastian und Hanne Herkommer

Außer *Der Selbstmord* liegen von den Werken Emile Durkheims (1858–1917) im Suhrkamp Verlag bisher vor: *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*; *Erziehung, Moral und Gesellschaft*; *Physik der Sitten und des Rechts. Vorlesungen zur Soziologie der Moral*; *Die Regeln der soziologischen Methode*; *Schriften zur Soziologie der Erkenntnis*; *Soziologie und Philosophie*; *Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*.

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe:  
Emile Durkheim  
*Le suicide* (1897)

Martin-Luther-Universität  
Zweigbibliothek der ULB  
Institut für Soziologie

1993 K 1460

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme  
*Durkheim, Emile:*  
Der Selbstmord / Emile Durkheim. Übers. von Sebastian  
und Hanne Herkommer. – 4. Aufl. – Frankfurt am Main :  
Suhrkamp, 1993  
(Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft ; 431)  
Einheitssacht.: Le suicide <dt.>  
ISBN 3-518-28031-7  
NE: GT

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 431  
Erste Auflage 1983  
© dieser Auflage 1973 by  
Hermann Luchterhand GmbH, Neuwied und Berlin  
Lizenz Ausgabe mit freundlicher Genehmigung  
des Hermann Luchterhand Verlages  
Suhrkamp Taschenbuch Verlag  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags, der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen  
sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile  
Satz und Druck: Wagner GmbH, Nördlingen  
Printed in Germany  
Umschlag nach Entwürfen von  
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

4 5 6 7 8 - 95 94 93

## Inhalt

Vorwort	17
Einführung	23
1. Notwendigkeit, durch eine objektive Definition den Gegenstand der Untersuchung festzustellen. Objektive Definition des Selbstmordes. Inwiefern sie willkürliche Ausschließungen und irrige Vergleiche unmöglich macht: Ausschluß des Selbstmordes von Tieren. Wie dadurch die Beziehungen zwischen Selbstmord und normalen Verhaltensformen klargestellt werden.	23
ii. Unterschied zwischen dem Selbstmord der Individuen und dem Selbstmord als Kollektiverscheinung. Die soziale Selbstmordrate; ihre Definition. Ihre größere Konstanz und spezifische Ausprägung gegenüber der allgemeinen Sterblichkeit.	
Die soziale Selbstmordrate ist also ein Phänomen <i>sui generis</i> ; sie bildet den eigentlichen Gegenstand der vorliegenden Studie. Unterteilung der Arbeit.	30
Erstes Buch	
Die außergesellschaftlichen Faktoren	39
Erstes Kapitel	
Selbstmord und psychopathische Zustände	41
Hauptsächliche außergesellschaftliche Faktoren, die Einfluß auf die soziale Selbstmordrate haben könnten: individuelle Tendenzen von hinrei-	

chender Allgemeinheit, Zustände der physischen Umwelt.

- I. Die Theorie, nach der der Selbstmord nur eine Folge von Irresein wäre. Zwei Arten des Beweises: 1. der Selbstmord ist eine Sonderart der Monomanie; 2. er ist ein Krankheitsbild des Irreseins, das sich nirgends sonst findet. 41
- II. Ist Selbstmord eine Monomanie? Das Vorhandensein von Monomanien wird nicht mehr angenommen. Klinische und psychologische Gründe, die dieser Hypothese widersprechen. 43
- III. Ist der Selbstmord ein besonderes Stadium des Irreseins? Zurückführung aller Selbstmorde von Geistesgestörten auf vier Typen. Existenz von begründeten Selbstmorden, die nicht hierunter fallen. 47
- IV. Kann der Selbstmord, ohne ein Produkt des Wahnsinns zu sein, mit der Neurasthenie enger zusammenhängen? Gründe dafür, daß der Neurastheniker als psychologischer Typ am häufigsten bei Selbstmördern auftritt. Der Einfluß dieser individuellen Voraussetzung auf die Selbstmordrate ist noch festzustellen. Methode, ihn zu bestimmen: Untersuchung, ob die Selbstmordrate denselben Schwankungen unterliegt wie die Rate der Geisteskrankheiten. Abwesenheit jeder Verbindung zwischen den Arten, wie diese beiden Erscheinungen nach Geschlecht, Religion, Alter, Land, Zivilisationsstufe variieren. Erklärung dafür: die Wirkungen der Neurasthenie sind unbestimmt. 54

- v. Gibt es unmittelbare Beziehungen zur Rate des Alkoholismus? Vergleich mit der geographischen Verteilung der Trunkenheitsdelikte, der Alkoholdelirien, des Alkoholverbrauchs. Negatives Ergebnis dieses Vergleiches. 67

## Zweites Kapitel

Der Selbstmord und psychologische Normalzustände. Rasse, Erblichkeit 72

- i. Notwendigkeit, Rasse zu definieren. Sie kann nicht als erblicher Typ definiert werden; aber dann wird der Begriff unbestimmt. Daher äußerste Vorsicht geboten. 72
- ii. Die vier von Morselli unterschiedenen Rassen. Sehr große Unterschiede in der Neigung zum Selbstmord bei den Slawen, den Keltoromanen und den germanischen Völkern. Nur die Deutschen haben eine durchweg intensive Anfälligkeit, verlieren sie aber außerhalb von Deutschland. Von den angeblichen Zusammenhängen zwischen Selbstmord und Körpergröße: Ergebnisse einer Gleichzeitigkeit. 76
- iii. Rasse kann nur dann ein Selbstmordfaktor sein, wenn sie im wesentlichen erblich wäre. Beweise zugunsten dieser Erblichkeit sind nicht ausreichend: 1. Die relative Häufigkeit der Fälle, die auf Erblichkeit zurückgeführt werden können, ist unbekannt. 2. Möglichkeit einer anderen Deutung: Einfluß des Irreseins und der Nachahmung. Gründe gegen die Annahme dieser speziellen Erblichkeit: 1. Warum sollte sich der Selbstmord weniger stark bei der Frau vererben? 2. Die Art, wie sich der Selbstmord mit fortschreitendem

Alter entwickelt, ist mit dieser Hypothese nicht in Einklang zu bringen. 86

Drittes Kapitel  
Der Selbstmord und kosmische Faktoren 100

- i. Das Klima hat keinen Einfluß. 100
- ii. Temperatur. Jahreszeitliche Schwankungen des Selbstmordes. Diese finden sich überall. Wie die italienische Schule sie mit Hilfe der Temperatur erklärt. 103
- iii. Strittige Auffassung vom Selbstmord als Grundlage dieser Theorie. Prüfung der Tatsachen: der Einfluß extremer Hitze oder Kälte beweist nichts; Abwesenheit von Beziehungen zwischen der Selbstmordrate und der jahreszeitlichen oder monatlichen Temperatur; in vielen warmen Ländern ist der Selbstmord selten.  
Hypothese, nach der die ersten warmen Tage besonders schädlich sind. Unvereinbar 1. mit der Kontinuität der Selbstmordkurve im Steigen und Fallen, 2. mit der Tatsache, daß die ersten kalten Tage, die die gleiche Wirkung haben müßten, unschädlich sind. 106
- iv. Die Ursachen für diese Schwankungen. Vollkommener Parallelismus zwischen den monatlichen Schwankungen der Selbstmordzahlen und denen der Tageslänge. Bestätigung durch diese Tatsache, daß die Selbstmorde vorwiegend am Tage geschehen. Grund für diesen Parallelismus: Während des Tages ist das soziale Leben in vollem Gange. Diese Erklärung wird bestätigt durch die Tatsache, daß der Selbstmord an den Tagen und Stunden ein Maximum erreicht, wo auch die

soziale Aktivität maximal ist. Sie erklärt auch die jahreszeitlichen Schwankungen des Selbstmordes. Verschiedene positive Beweise.  
Die monatlichen Selbstmordschwankungen haben also soziale Ursachen. 114

Viertes Kapitel  
Die Nachahmung 124

Die Nachahmung ist eine Erscheinung der Individualpsychologie. Die Nützlichkeit einer Untersuchung über die Möglichkeit ihres Einflusses auf die soziale Selbstmordrate. 124

- i. Unterschied zwischen Nachahmung und einigen anderen Erscheinungen, mit denen sie verwechselt wird. Definition der Nachahmung. 125
- ii. Zahlreiche Fälle, in denen sich Selbstmorde von Person zu Person übertragen. Unterscheidung der Gegebenheiten bei Ansteckung und Epidemien. Wieso das Problem des möglichen Einflusses der Nachahmung auf die Selbstmordrate ungelöst bleibt. 134
- iii. Dieser Einfluß muß in seiner ganzen geographischen Verteilung untersucht werden. Kriterien, an denen er erkannt werden kann. Anwendung dieser Methode auf die Karte der Selbstmorde in Frankreich nach Arrondissements, auf die Karte nach Gemeinden von Seine-et-Marne, auf die Übersichtskarte von Europa. Keine sichtbare Spur der Nachahmung in der geographischen Verteilung.  
Ein Versuch, der angestellt werden muß: wachsen die Selbstmordzahlen mit der Zahl der Zeitungsleser? Gründe, die auf das Gegenteil hindeuten. 137

- iv. Grund zu der Annahme, daß Nachahmung keinen nennenswerten Einfluß auf die Selbstmordrate hat: daß hier kein ausschlaggebender Faktor vorliegt, sondern daß nur der Einfluß anderer Faktoren verstärkt wird.

Praktische Folgerungen aus dieser Diskussion: keine Veranlassung, Gerichtsurteile nicht zu veröffentlichen.

Theoretische Folgerungen: Die Nachahmung hat nicht jene ihr bisher zugeschriebene soziale Wirksamkeit.

146

## Zweites Buch Soziale Ursachen und soziale Typen

151

### Erstes Kapitel Bestimmungsverfahren

153

- i. Zweckmäßigkeit der Methode, die Typen des Selbstmordes zunächst morphologisch zu klassifizieren, um dann auf ihre Ursachen zurückzukommen; Unmöglichkeit dieser Klassifizierung. Die einzig anwendbare Methode besteht darin, die Selbstmorde nach ihren Ursachen zu klassifizieren. Warum sie in einer soziologischen Studie besser als jede andere am Platze ist.

153

- ii. Wie soll man zu diesen Ursachen gelangen? Die Auskünfte der Statistik über die angeblichen Gründe der Selbstmorde 1. sind verdächtig, 2. lassen die wahren Ursachen nicht erkennen. Die einzig erfolgversprechende Methode ist die Untersuchung, wie die Selbstmordrate in Abhängigkeit von verschiedenen sozialen Begleitumständen schwankt.

157

## Zweites Kapitel Der egoistische Selbstmord

162

- i. Der Selbstmord und die Religionen. Allgemein erschwerte Lage beim Protestantismus; Immunität der Katholiken und besonders der Juden.

162

- ii. Die Immunität der Katholiken hängt nicht mit ihrem Minderheitenstatus in protestantischen Ländern zusammen, sondern mit ihrem weniger ausgeprägten religiösen Individualismus, auf Grund der viel stärkeren Integration der katholischen Kirche. Wie diese Deutung auf die Juden zutrifft.

167

- iii. Prüfung dieser Deutung: 1. Die relative Immunität in England hängt von der starken Integration der anglikanischen Kirche im Vergleich zu den anderen protestantischen Ländern ab; 2. Der religiöse Individualismus variiert wie der Wissensdrang, denn der Wissensdrang ist a) bei den protestantischen Nationen stärker ausgeprägt als bei den katholischen; b) der Wissensdrang variiert immer im selben Maß wie der Selbstmord, wenn er mit einem Fortschritt im religiösen Individualismus zusammenhängt. Wie die Ausnahme bei den Juden dieses Gesetz bestätigt.

172

- iv. Folgerungen aus diesem Kapitel: 1. die Wissenschaft ist das Heilmittel für die Krankheit, deren Symptom die Vermehrung der Selbstmorde darstellt, aber nicht ihre Ursache. 2. wenn die Religionsgemeinschaft vor dem Selbstmord bewahrt, dann einfach darum, weil sie eine stark integrierte Gesellschaft darstellt.

182

Drittes Kapitel  
Der egoistische Selbstmord (Fortsetzung)

186

I. Weitgehende Immunität der Verheirateten nach den Berechnungen von Bertillon. Ungereimtheiten in der von ihm angewandten Methode. Notwendigkeit, Einfluß von Alter und zivilem Stand völlig voneinander zu trennen. Tabellen, in denen diese Trennung durchgeführt ist. Davon abgeleitete Gesetze.

186

II. Erklärung dieser Gesetze. Der Erhaltungskoeffizient der Verheirateten hängt nicht mit der Gattenwahl zusammen. Beweise: 1. Gründe a priori; 2. sachliche Gründe: a) Schwankungen des Koeffizienten in den verschiedenen Altersstufen, b) Ungleichheit im Immunitätsgrad bei verheirateten Männern und Frauen.

Beruhet diese Immunität auf dem Einfluß der Ehe oder auf dem Einfluß der Familie? Gegen die erste Hypothese spricht 1. der Gegensatz zwischen der gleichbleibenden Zahl der Eheschließungen und dem Anwachsen der Selbstmorde; 2. geringe Immunität der kinderlos Verheirateten; 3. Erschwerung der Lage bei kinderlos verheirateten Frauen.

197

III. Ist die leichte Immunität der kinderlos verheirateten Männer eine Folge der Gattenwahl? Gegenbeweis dazu in der erschwerten Lage bei den kinderlos verheirateten Frauen. Wie sich die teilweise Konstanz dieses Koeffizienten beim kinderlosen Witwer erklärt, ohne die Gattenwahl heranzuziehen. Allgemeine Theorie der Witwenschaft.

208

IV. Übersichtstabelle über die bisherigen Resultate. Die Immunität der Verheirateten ist fast ganz auf

den Einfluß der Familie zurückzuführen, vollends die der verheirateten Frauen. Sie wächst mit der Dichte der Familie, das heißt mit dem Grade ihres inneren Zusammenhalts.

218

v. Der Selbstmord und die politischen und nationalen Krisen. Die rückläufige Bewegung, die danach eintritt, ist echt und überall feststellbar. Der Grund dafür liegt in dem durch die Krise herbeigeführten festeren Zusammenhalt der Gruppe.

224

vi. Allgemeine Schlußfolgerung aus diesem Kapitel. Direkte Beziehung zwischen Selbstmord und dem Grad des Zusammenhalts bei den sozialen Gruppen, gleich welchen. Grund dafür; warum und in welcher Beziehung die Gesellschaft für das Individuum eine Notwendigkeit ist. Wie der Selbstmord Fortschritte macht, wenn sie es im Stich läßt. Beweise für diese Deutung. Beschaffenheit des egoistischen Selbstmordes.

231

Viertes Kapitel  
Der altruistische Selbstmord

242

I. Der Selbstmord bei primitiven Gesellschaften: Wesensmerkmale, die ihn vom egoistischen Selbstmord unterscheiden. Beschaffenheit des obligatorischen altruistischen Selbstmordes. Andere Formen dieses Typs.

242

II. Der Selbstmord in den europäischen Heeren. Er erhöht sich durch den Militärdienst. Er ist unabhängig von der Ehelosigkeit; vom Alkoholismus. Er ist keine Folge des Überdrusses am Dienst. Beweise: 1. er nimmt mit der Dauer des Dienstes zu, 2. er ist bei Freiwilligen und Längerdienenden mehr ausgeprägt; ebenso bei den Offizieren und

Unteroffizieren im Vergleich zum einfachen Soldaten. Er ist eine Folge des soldatischen Geistes und der altruistischen Atmosphäre, die dieser schafft. Dafür zum Beweis: er nimmt um so stärker zu, je weniger Anfälligkeit für den egoistischen Selbstmord die betreffenden Völker besitzen; 2. er ist bei den Elitetruppen maximal; 3. er nimmt ab, sowie der egoistische Selbstmord sich entwickelt.

256

- III. Wie die angewandte Methode in den erzielten Ergebnissen ihre Berechtigung findet.

270

#### Fünftes Kapitel Der anomische Selbstmord

273

- I. Der Selbstmord nimmt bei wirtschaftlichen Krisen zu. Dieses Ansteigen erfolgt auch bei plötzlicher wirtschaftlicher Prosperität: Beispiele Preußen, Italien. Die Weltausstellungen. Selbstmord und Reichtum.

273

- II. Deutung dieser Zusammenhänge. Der Mensch kann nur leben, wenn seine Bedürfnisse und seine Mittel im Einklang miteinander stehen; woraus eine Begrenzung der letzteren folgt; die Begrenzung wird von der Gesellschaft vorgenommen; wie dieser mäßigende Einfluß normalerweise vor sich geht; wie er durch Krisen behindert wird; dadurch Normlosigkeit, *Anomie*, Selbstmord. Bestätigung für diese Schlüsse in den Beziehungen zwischen Selbstmord und Reichtum.

279

- III. Die Anomie ist tatsächlich eine chronische Erscheinung des Wirtschaftslebens. Daraus entstehende Selbstmorde. Beschaffenheit des anomischen Selbstmordes.

290

- IV. Selbstmorde auf Grund ehelicher Anomie. Die Witwenschaft. Die Scheidung. Parallele Entwicklung zwischen Scheidung und Selbstmord. Sie führt zurück auf eine Qualität der Ehe, die sich auf verheiratete Männer und Frauen gegenteilig auswirkt; Beweise dafür. Worin besteht diese Qualität in der Ehe. Die Abschwächung der ehelichen Disziplin, die in der Scheidung sichtbar wird, vergrößert die Anfälligkeit zum Selbstmord beim Mann, verringert sie bei der Frau. Grund für diesen Gegensatz. Beweise zur Stützung dieser Deutung.

Das Bild der Ehe, das sich aus diesem Kapitel ergibt.

296

#### Sechstes Kapitel

Individualformen der verschiedenen Selbstmordtypen

319

Zweckmäßigkeit und Möglichkeit, die vorstehende ätiologische Ordnung durch eine morphologische zu ergänzen.

319

- I. Grundformen der drei selbstmordfördernden Strömungen verkörpert durch die Individuen, Mischformen, die sich aus Kombinationen zwischen den Grundformen ergeben.

321

- II. Muß man bei dieser Ordnung auch die gewählte Todesart berücksichtigen? Die Abhängigkeit dieser Wahl von sozialen Ursachen. Aber diese Ursachen sind unabhängig von denen, die den Selbstmord an sich determinieren. Sie haben also mit der vorstehenden Untersuchung nichts zu tun.

Übersichtstabelle der verschiedenen Typen von Selbstmord.

335

### Drittes Buch

Vom Selbstmord als sozialer Erscheinung im allgemeinen 341

#### Erstes Kapitel

Der gesellschaftliche Aspekt des Selbstmordes 343

- I. Ergebnisse aus dem Vorstehenden. Keine Zusammenhänge zwischen der Selbstmordrate und kosmischen oder biologischen Erscheinungen. Bestimmte Wechselwirkung mit den sozialen Tatsachen. Die soziale Selbstmordrate entspricht demnach einer Kollektivneigung der Gesellschaft. 343
- II. Konstanz und Eigenart dieser Rate ist anders nicht zu erklären. Ein Versuch von Quételet in dieser Richtung: Der Durchschnittstyp. Widerlegung: die Regelmäßigkeit der statistischen Daten findet sich gleichfalls bei Tatsachen, die nicht durchschnittlich sind. Zwingende Annahme einer Kollektivkraft oder einer Gruppe von Kollektivkräften, deren Stärke in der sozialen Selbstmordrate ihren Ausdruck findet. 347
- III. Was unter dieser Kollektivkraft verstanden wird: sie ist eine dem Individuum äußerliche und über ihm stehende Realität. Übersicht und Prüfung der gegen diese Auffassung erhobenen Einwände:
  1. Einwand, nach dem eine soziale Tatsache nur durch interindividuelle Weitergabe erhalten bleiben kann. Antwort: die Selbstmordrate pflanzt sich nicht auf diese Art fort.
  2. Einwand, daß im Individuum die ganze Realität der Gesellschaft liegt. Antwort: a) Auf welche Weise materielle Dinge, die dem Individuum äußerlich sind, zu sozialen Gegebenheiten werden und in dieser Eigenschaft eine Rolle *sui generis* zu spielen haben; b) die sozialen Tatsachen,

die das nicht tun, übersteigen jedes individuelle Vorstellungsvermögen. Ihre Grundlage bildet das Aggregat des Bewußtseins der in der Gesellschaft zusammengefaßten Individuen. Diese Auffassung hat nichts Ontologisches. 356

- IV. Anwendung dieser Vorstellungen auf den Selbstmord. 374

#### Zweites Kapitel

Beziehungen zwischen dem Selbstmord und den anderen sozialen Erscheinungen 381

Methode zur Feststellung, ob der Selbstmord moralisch oder unmoralisch ist. 381

- I. Historische Übersicht über die in den verschiedenen Gesellschaften bezüglich des Selbstmordes geltenden gesetzlichen oder moralischen Vorschriften. Stärker werdende Mißbilligung außer in Zeiten der Dekadenz. Die Berechtigung dieser Mißbilligung; sie ist mehr denn je in der normalen Beschaffenheit der modernen Gesellschaften verankert. 382
- II. Beziehungen zwischen dem Selbstmord und anderen Formen der Unmoral. Der Selbstmord und die Vermögensdelikte; keinerlei Beziehung vorhanden. Der Selbstmord und der Mord; eine Theorie, nach der beide Ausdrucksformen desselben organisch-psychischen Zustandes sind, aber von einander entgegengesetzten sozialen Bedingungen abhängen. 397
- III. Besprechung des ersten Teiles der These; daß Geschlecht, Alter, Temperatur bei beiden Erscheinungen nicht auf die gleiche Art wirksam werden. 402

- iv. Besprechung des zweiten Teils. Fälle, in denen der Antagonismus sich bestätigt. Mehr Fälle, bei denen er sich bestätigt. Deutung dieser scheinbaren Widersprüche. Bestehen verschiedener Selbstmordtypen, von denen einige den Mord ausschließen, während andere von den gleichen sozialen Bedingungen abhängen. Beschaffenheit dieser Typen. Warum die erste Gruppe tatsächlich zahlreicher ist als die zweite.

Auf welche Weise das Vorstehende die historischen Beziehungen zwischen Egoismus und Altruismus beleuchtet.

407

### Drittes Kapitel Praktische Folgerungen

426

- i. Die praktische Lösung des Problems variiert, je nachdem man die gegenwärtige Situation des Selbstmordes für normal oder für unnormal hält. Wieso sich die Frage trotz der Immoralität des Selbstmordes stellt. Gründe für die Annahme, daß das Bestehen einer mäßigen Selbstmordrate nichts Krankhaftes an sich hat. Gründe für die Annahme, daß die augenblickliche Selbstmordrate bei den europäischen Völkern Indiz für einen pathologischen Zustand ist.
- ii. Vorgeschlagene Maßnahmen zur Bekämpfung des Übels: 1. Repressive Maßnahmen. Welche wären möglich. Warum sie nur beschränkte Wirkung hätten. 2. Erziehung. Sie ist nicht imstande, eine moralische Reform der Gesellschaft herbeizuführen, weil sie lediglich deren Abbild ist. Notwendigkeit, die den Selbstmord fördernden Strömungen in ihrer Quelle zu erreichen; daß man immerhin den altruistischen Selbstmord außer acht lassen kann, der nichts Anormales an sich hat.

426

Das Heilmittel gegen den egoistischen Selbstmord: die Gruppen, in deren Einflußbereich das Individuum lebt, mit mehr Zusammenhalt auszustatten. Welche eignen sich für diese Aufgabe am besten? Es ist weder der Staat, der dem Individuum zu fern steht, noch die Religionsgemeinschaft, die den Menschen nur insoweit sozialisiert, wie sie ihm die Denkfreiheit entzieht, noch die Familie, die sich immer weiter auf das Ehepaar reduziert. Die Selbstmorde der Verheirateten steigen im selben Maß wie die der Unverheirateten.

439

- iii. Von der Berufsgruppe. Warum sie als einzige imstande ist, dieser Funktion gerecht zu werden. Daß sie sich dafür formen muß. Auf welche Weise sie zu einem sozialen Milieu werden kann. — Warum sie auch den anomischen Selbstmord im Zaum halten kann. — Fälle ehelicher Anomie. Widerspruchsvolle Seiten bei diesem Problem. Der Antagonismus der Geschlechter. Mittel zu seinem Ausgleich.

449

- iv. Schluß. Der gegenwärtige Zustand des Selbstmords ist Anzeichen einer moralischen Misere. Was man unter der moralischen Misere der Gesellschaft verstehen muß. Wie die vorgeschlagene Reform auf Grund unserer ganzen historischen Evolution erfordert wird. Verschwinden alle sozialen Gruppen zwischen Individuum und Staat; Notwendigkeit wieder herzustellen. Die berufliche Dezentralisierung im Gegensatz zu territorialer Dezentralisierung; Warum hier die notwendige Basis für die soziale Organisation liegt.

Die Bedeutung der Selbstmordfrage. Ihre enge Verbindung zu den größten praktischen Problemen der Gegenwart.

459

mord immer bereit ist, sein Leben aufzuopfern, hat er andererseits ebensowenig Bedenken, ein anderes zu opfern. Umgekehrt werden die anderen respektiert, da wo das Individuum so hoch geschätzt wird, daß es darüber hinaus nichts mehr gibt. Der Kult, der damit betrieben wird, bringt es mit sich, daß jede Einschränkung auch beim Mitmenschen schmerzlich empfunden wird. Der fanatischen Einstellung primitiver Zeiten ist eine tiefere Sympathie für menschliches Leiden gefolgt. Jede Art Selbstmord ist also die übersteigerte oder irgeleitete Form einer Tugend. Dann aber ist die Art und Weise, mit der ihnen das Gewissen begegnet, kein Trennungsstrich mehr, der uns das Recht gäbe, so viele verschiedene Unterarten herauszustellen.

## Fünftes Kapitel Der anomische Selbstmord

Die Gesellschaft ist jedoch nicht nur ein Gegenstand, der mehr oder weniger stark Denken und Handeln der Individuen beansprucht. Sie ist auch eine Macht, die sie bestimmt. Zwischen der Art und Weise, wie sie diese Funktion ausübt, und der sozialen Selbstmordrate besteht ein Zusammenhang.

1

Es ist bekannt, daß wirtschaftliche Krisen auf die Selbstmordanfälligkeit eine verstärkende Wirkung haben.

1873 gab es in Wien eine Finanzkrise, die 1874 ihren Höhepunkt erreichte. Prompt stieg die Anzahl der Selbstmorde. Von 141 im Jahre 1872 stiegen sie auf 153 im Jahre 1873 und auf 216 im Jahre 1874, das bedeutet also eine Steigerung von 51% gegenüber 1872 und von 41% gegenüber 1873. Daß diese Wirtschaftskatastrophe die einzige Ursache für dieses Ansteigen war, ersieht man daraus, daß es auf dem Höhepunkt der Krise, nämlich während der ersten 4 Monate des Jahres 1874, besonders spürbar war. 1871 hatte man vom 1. Januar bis zum 30. April 48 Selbstmorde gezählt. 1872 waren es 44, 1873 schließlich 43. Aber 1874 gab es 73. Die Zunahme beträgt 70%. Die gleiche Krise, die zur gleichen Zeit in Frankfurt am Main herrschte, hatte die gleichen Auswirkungen. In den Jahren vor 1874 war die mittlere Selbstmordzahl 22 pro Jahr; 1874 waren es 32, also eine Steigerung von 45%.

Der Börsenkrach an der Pariser Börse vom Winter 1882 ist noch unvergessen. Die Folgen waren nicht nur in Paris, sondern in ganz Frankreich zu spüren. Von 1874 bis 1886 verzeichnete man eine mittlere jährliche Steigerung von 2%; 1882 betrug sie 7%. Überdies verteilt sie sich nicht gleichmäßig über das ganze Jahr, sondern ist während der ersten drei Monate besonders stark, das heißt genau zur Zeit des Krachs. Auf dieses eine Vierteljahr entfallen 59% der Gesamtsteigerung. Diese Steigerung

ist so ausschließlich auf außergewöhnliche Umstände zurückzuführen, daß man sie nicht nur 1861 nicht findet, sondern daß sie 1883 verschwindet, obgleich das Jahr in seiner Gesamtheit etwas mehr Selbstmorde zählt als das Vorjahr.

	1881	1882	1883
Erstes Vierteljahr	6741	7213 (+ 7 <sup>1</sup> / <sub>6</sub> )	7267
Gesamtjahr	1589	1770 (+ 11 <sup>1</sup> / <sub>6</sub> )	1604

Diese Beziehung findet man nicht nur in Ausnahmefällen; sie ist die Regel. Für das Auf und Ab im wirtschaftlichen Leben ist die Zahl der Konkursanmeldungen ein ziemlich genaues Barometer. Wenn sie von einem aufs andere Jahr plötzlich ansteigen, kann man sicher sein, daß irgendwo eine schwere Störung vorliegt. Zwischen 1845 und 1869 gab es dreimal diese plötzlichen Zunahmen, Symptome von Krisen. Während dieser Periode beträgt die mittlere jährliche Steigerung der Zahl der Konkurse 3,2%. Sie beträgt 26% im Jahre 1847, 37% im Jahre 1854 und 20% im Jahre 1861. Genau zu diesen drei Zeitpunkten aber ist auch eine außerordentliche Zunahme in der Zahl der Selbstmorde zu verzeichnen. Während die mittlere jährliche Zunahme der Selbstmorde für die Zeit von 24 Jahren nur 2% beträgt, notieren wir 17% im Jahre 1847, 8% im Jahre 1854, 9% im Jahre 1861.

Worauf ist aber die Wirkung dieser Krisen zurückzuführen? Etwa darauf, daß sie den allgemeinen Lebensstandard senken und damit die Misere steigern? Verzichten die Menschen deshalb leichter aufs Leben, weil es schwerer geworden ist? Die Erklärung besticht durch ihre Einfachheit; außerdem entspricht sie den allgemeinen Ansichten über Selbstmord. Aber sie steht im Widerspruch zu den Tatsachen.

Wenn nämlich die Zahl der Selbstmorde ansteigt, weil das Leben rauher wird, müßte sie spürbar zurückgehen mit zunehmendem Wohlstand. Wenn sich aber bei einem plötzlichen starken Ansteigen der Preise für die Grundnahrungsmittel auch die Selbstmordziffern steigern, so ist dagegen nicht festzustellen, daß sie in einem gegenteiligen Fall unter den Mittelwert absinken. In Preußen fiel 1850 der Getreidepreis auf den niedrigsten Stand während der ganzen Periode 1848–81. Er betrug 6,91 M

pro Zentner. Zur gleichen Zeit jedoch steigt die Zahl der Selbstmorde von 1527 im Jahre 1849 auf 1736, was eine Steigerung von 13% bedeutet, und sie nehmen weiter zu in den Jahren 1851, 1852 und 1853, obgleich die billigen Preise anhalten. 1858–59 kommt es zu einem neuen Preisverfall; trotzdem steigen die Selbstmordzahlen von 2038 im Jahre 1857 auf 2126 im Jahre 1858 und 2146 im Jahre 1859. Die Notierungen, die 1861 auf 1104 M standen, fallen während der Jahre 1863 bis 1866 auf 7,95 M im Jahre 1864, und bleiben während der ganzen Zeit sehr niedrig. Aber während der gleichen Zeit nehmen die Selbstmorde um 17% zu (von 2112 im Jahre 1862 auf 2485 anno 1866)<sup>1</sup>. In Bayern macht man ähnliche Beobachtungen. Nach einer von Mayr<sup>2</sup> gezeichneten Kurve für die Zeit von 1835 bis 1861 war der Kornpreis während der Jahre 1857–58 und 1858 bis 59 am niedrigsten. Die Zahl der Selbstmorde aber, die im Jahre 1857 nur 286 betragen hatte, stieg 1858 auf 329 und dann 1859 auf 387. Die gleiche Erscheinung war schon in den Jahren 1848–50 beobachtet worden. Das Getreide war in dieser Zeit wie in ganz Europa sehr billig gewesen. Und trotz eines leichten und vorübergehenden Rückgangs aus politischen Gründen, die wir schon besprochen haben, halten sich die Selbstmorde auf derselben Höhe. Es waren 217 im Jahre 1847, 1848 waren es noch 215, und wenn sie auch 1849 auf 189 fielen, stiegen sie 1850 wieder auf 250 an.

Zunehmender Notstand bewirkt so wenig eine Steigerung der Selbstmorde, daß sogar Konjunkturzeiten, während deren der Wohlstand eines Landes plötzlich zunimmt, auf die Selbstmordzahlen genau dieselbe Auswirkung haben wie Wirtschaftskatastrophen.

Die Eroberung Roms durch Viktor-Emmanuel im Jahre 1870, der damit endgültig die italienische Einheit schuf, war für das Land der Auftakt für eine Bewegung der Erneuerung, die ihm einen Platz unter den europäischen Großmächten sicherte. Handel und Industrie erhielten starken Auftrieb, und der Wandel spielte sich außerordentlich rasch ab. Während 1876 noch 4459 Dampfkessel mit einer Gesamterzeugung von 54000 PS

<sup>1</sup> Vgl. Starke, Verbrechen und Vergehen in Preußen, Berlin 1884, S. 55.

<sup>2</sup> Die Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben, S. 345.

für die Bedürfnisse der Industrie ausreichten, war ihre Zahl 1887 auf 9983 gestiegen und die Kraftherzeugung mit 167000 PS dreimal so hoch. Natürlich stieg der Umfang der Produktion während dieser Zeit im gleichen Verhältnis<sup>3</sup>. Der Güteraus-  
tausch paßte sich der Aufwärtsbewegung an; neben dem Aus-  
bau der Handelsschifffahrt und der Verkehrsverbindungen ver-  
doppelten sich Menge und Zahl der transportierten Menschen  
und Güter<sup>4</sup>. Da diese allgemeine Betriebsamkeit auch eine Stei-  
gerung der Arbeitslöhne nach sich zog (man schätzt die Erhö-  
hung zwischen 1873 und 1898 auf 35 %), stieg der Lebensstan-  
dard der arbeitenden Bevölkerung, zumal da zur selben Zeit  
der Brotpreis sank<sup>5</sup>. Schließlich stieg nach den Berechnungen  
von Bodio das Privatkapital von einem Mittelwert von 45,5  
Milliarden 1875–80 auf 51 Milliarden 1880–85 und 54,5 Milliar-  
den 1885–90<sup>6</sup>.

Nun stellt man aber parallel zu dieser allgemeinen Renais-  
sance eine außerordentlich starke Zunahme in der Zahl der  
Selbstmorde fest. Für die Zeit von 1866 bis 1870 waren sie unge-  
fähr auf der gleichen Höhe geblieben. Von 1871 bis 1878 steigen  
sie dagegen um 36 %. Es gab:

1864–1870:	29 Selbstmorde pro Million	1874:	37 Selbstmorde pro Million
1871:	31 Selbstmorde pro Million	1875:	34 Selbstmorde pro Million
1872:	33 Selbstmorde pro Million	1876:	36,5 Selbstmorde pro Million
1873:	36 Selbstmorde pro Million	1877:	40,6 Selbstmorde pro Million

Seitdem hat diese Tendenz angehalten. Die Gesamtzahl, die  
1877 noch 1139 betragen hatte, stieg bis 1899 auf 1463, was einer  
neuerlichen Zunahme von 28 % entspricht.

In Preußen hat sich diese Erscheinung zweimal wiederholt.  
Das Königreich wird 1866 zum ersten Mal wesentlich größer. Es  
gliedert sich einige bedeutende Provinzen an und übernimmt  
gleichzeitig die Führung im Norddeutschen Bund. Dieser  
Gewinn an Ruhm und Macht geht Hand in Hand mit einer

3 Vgl. Fornasari di Verge, *La criminalità e le ricche economiche d'Italia*, Turin 1894,  
S. 77–83.

4 AaO, S. 108–117.

5 AaO, S. 86–104.

6 Infolge einer Finanzkrise ist der Zuwachs für 1885–90 geringer.

plötzlichen Steigerung der Selbstmorde. Für die Zeit von  
1856–60 hatte es im Mittel 123 Selbstmorde pro Million ge-  
geben, und für die Zeit von 1861–65 122. Trotz des 1870 zu  
verzeichnenden Rückgangs steigt das Mittel für die Fünfjahres-  
periode 1866–70 auf 133. Das Jahr 1867, das dem Siegesjahr  
unmittelbar folgte, bringt uns die höchsten Selbstmordziffern  
seit 1816: 1 Selbstmordfall auf 5432 Einwohner, während es 1864  
nur einer auf 8739 Einwohner war.

Nach dem Kriege von 1870 setzt eine neue günstige Entwick-  
lung ein. Deutschland ist geeint und ganz unter die Vorherr-  
schaft von Preußen gestellt. Das Volksvermögen wird um eine  
riesige Kriegsschädigung bereichert. Handel und Industrie  
gedeihen. Und niemals stiegen die Selbstmordzahlen so rapide.  
Von 1875 bis 1886 schwellen die Zahlen um 90 % von 3278  
Fällen auf 6212 an.

Weltausstellungen, wenn sie Erfolg haben, gelten als ange-  
nehme Ereignisse im Leben einer Gesellschaft. Sie regen die  
Geschäfte an, bringen mehr Geld ins Land und sollen angeblich  
den allgemeinen Wohlstand heben, vor allen Dingen in der  
Stadt, wo sie veranstaltet werden. Trotzdem ist es gar nicht  
ausgeschlossen, daß sie mit einem beträchtlichen Ansteigen der  
Selbstmordzahlen bezahlt werden müssen. Das scheint vor  
allen Dingen bei der Weltausstellung von 1878 der Fall gewesen  
zu sein. In diesem Jahre war die stärkste Steigerung von allen  
Jahren zwischen 1874 und 1886 zu verzeichnen. Sie betrug 8 %  
und war damit höher als die durch den Börsenkrach von 1882  
verursachte. Besonders eine Tatsache läßt kaum eine andere  
Erklärung für die Verschärfung der Situation zu, nämlich die,  
daß 86 % des Ansteigens gerade während der sechs Monate der  
Dauer der Ausstellung zu verzeichnen waren.

1889 hat sich dieselbe Erscheinung nicht für ganz Frankreich  
wiederholt. Aber es ist möglich, daß die mäßigende Wirkung  
der Boulangerkrise auf die Selbstmordzahlen den gegenteiligen  
Einfluß der Weltausstellung neutralisiert hat. Fest steht, daß in  
Paris, obgleich die entfesselten politischen Leidenschaften hier  
wie im übrigen Land dieselben Auswirkungen hätten haben  
müssen, die Dinge den gleichen Lauf nahmen wie im Jahr 1878.  
Während der 7 Monate der Ausstellung stiegen die Selbstmorde

um fast 10%, genau 9,66%, während sie für die Dauer des übrigen Jahres unter den Zahlen von 1888 und vom Folgejahr 1890 blieben.

	1888	1889	1890
die 7 der Ausstellungsdauer entsprechenden Monate	517	567	540
die 5 übrigen Monate	319	311	356

Man könnte sich fragen, ob die Steigerung ohne die gleichzeitige Boulangerkrise nicht noch ausgeprägter gewesen wäre.

Daß Wirtschaftskrisen nicht den verschlimmernden Einfluß haben, der ihnen oft zugeschrieben wird, geht jedoch am deutlichsten daraus hervor, daß dieser Einfluß eher nach der anderen Richtung wirkt. In Irland, wo der Bauer so mühsam sein Dasein fristet, kommen sehr wenig Selbstmorde vor. In dem Elendsgebiet Kalabriens gibt es so gut wie überhaupt keine Selbstmorde. Spanien hat nur ein Zehntel von Frankreich. Man kann sogar behaupten, das Elend sei ein Schutzwall. In den verschiedenen französischen Départements sind die Selbstmorde um so häufiger, je mehr Leute von ihren Zinsen leben.

Départements, in denen pro 100 000 Einwohner 1878-1887 verzeichnet worden sind:	Mittelwert von Personen, die in jeder dieser Provinzgruppen von ihren Zinsen leben (pro 1000)
48-43 Selbstmorde ( 5 Départements)	127
38-31 Selbstmorde ( 6 Départements)	73
30-24 Selbstmorde ( 6 Départements)	69
23-18 Selbstmorde (15 Départements)	59
17-13 Selbstmorde (18 Départements)	49
12- 8 Selbstmorde (26 Départements)	49
7- 3 Selbstmorde (10 Départements)	42

Ein Vergleich der Karten bestätigt diesen Vergleich der Mittelwerte. (S. Tafel v. S. 511)

Wenn also Wirtschafts- oder Finanzkrisen die Selbstmordzahlen nach oben treiben, dann nicht infolge der wachsenden Armut, Konjunkturen haben die gleiche Wirkung; die Selbstmorde nehmen zu einfach wegen der Krisen, das heißt, wegen der Störungen der kollektiven Ordnung<sup>7</sup>. Jede Störung des

<sup>7</sup> Zum Beweis der These, daß eine Vermehrung des Wohlstandes eine Verminderung der Selbstmorde nach sich ziehe, hat man gelegentlich darauf verwiesen, daß die Selbstmorde

Gleichgewichts, sogar wenn sie einen größeren Wohlstand zur Folge hat oder eine Stärkung der allgemeinen Vitalität, treibt die Selbstmordzahlen in die Höhe. Jedesmal wenn es im sozialen Körper tiefgreifende Umstellungen gibt, sei es infolge plötzlichen Wachstums oder nach unerwarteten Erschütterungen, gibt der Mensch der Versuchung zum Selbstmord leichter nach. Wie ist das möglich? Wie kann etwas, von dem man annimmt, es mache das Dasein leichter, dazu beitragen, daß man sich davon trennt?

Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir zunächst einige Vorüberlegungen anstellen.

## II

Niemand kann sich wohlfühlen, ja überhaupt nur leben, wenn seine Bedürfnisse nicht mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln einigermaßen im Einklang stehen. Andernfalls, wenn seine Bedürfnisse größer sind oder einfach anderer Art, werden sie immer unterdrückt werden müssen und ihre Befriedigung ist ohne Schmerz nicht möglich. Ein Bedürfnis aber, das nur unter Leiden befriedigt werden kann, wird kaum neu entstehen. Ein Drang, der niemals befriedigt wird, muß schließlich verkümmern, und da der Drang zu leben sich notwendig aus allen anderen Bedürfnissen ergibt, muß auch er schwächer werden, wenn die anderen nachlassen.

Beim Tier stellt sich dieses Gleichgewicht wenigstens unter normalen Verhältnissen ganz von selber ein, da es von rein materiellen Bedingungen abhängt. Alles, was der Organismus verlangt, ist, daß der durch die Lebensvorgänge ständig verursachte Verbrauch an Substanz und Energie von Zeit zu Zeit entsprechend ersetzt wird; das heißt, daß Verbrauch und Wiederherstellung aufeinander abgestimmt sein müssen. Wenn ersetzt ist, was durch den Lebensvorgang an Vorräten ver-

abnehmen, wenn reichlich Gelegenheit zur Emigration, diesem Überdruckventil des Elends, gegeben ist (Legoyt, S. 257-259). Aber es gibt zahlreiche Fälle, in denen diese beiden Erscheinungen, statt in reziproken Werten zu erscheinen, parallel zueinander verlaufen. Zwischen 1876 und 1890 stieg die Zahl der Emigranten in Italien von 76 pro 100 000 auf 335, eine Zahl, die zwischen 1887 und 1889 sogar noch übertroffen wurde. Während dieser ganzen Zeit nahmen die Selbstmorde zu.

braucht wurde, dann ist das Tier zufrieden und verlangt nichts weiter. Ziele, die über das Kreatürliche hinausgehen, kann es sich nicht vorstellen. Da andererseits die von jedem Organ geleistete Arbeit selbst vom allgemeinen Zustand der Lebenskräfte und von der Notwendigkeit des organischen Gleichgewichts abhängt, richtet sich der Verbrauch seinerseits nach den Möglichkeiten der Wiederherstellung und das Gleichgewicht ergibt sich von selbst. Die Grenzen des einen sind auch die der anderen. Sie sind beide in der Konstitution des Lebewesens verankert, das nicht darüber hinauskommt.

Aber das trifft auf den Menschen nicht zu, weil die meisten seiner Bedürfnisse nicht, oder wenigstens nicht so sehr, durch die Forderungen seines Körpers bedingt sind. Man kann vielleicht die zum Erhalt des physischen Lebens notwendige Nahrungsmenge noch als bestimmbar annehmen, obgleich die Bestimmung schon weniger eng gefaßt sein müßte; denn über das unabdingbare Minimum hinaus, mit dem sich die Natur zufriedenzugeben bereit ist, wenn sie nur dahinvegetiert, schafft höher entwickeltes Denkvermögen erstrebenswertere Lebensbedingungen, die dann als wünschenswert erscheinen und das Handeln beflügeln. Trotzdem kann man annehmen, daß Bedürfnisse dieser Art früher oder später eine Grenze finden, über die kein Weg führt. Wie soll man aber das Maß bestimmen, das dem Menschen berechtigterweise an Wohlstand, Komfort oder Luxus zusteht? Weder in der organischen noch in der psychologischen Konstitution des Menschen findet man etwas, was Grenze für ähnliche Neigungen sein könnte. Der Lebensablauf eines einzelnen erfordert nicht, die Grenzen hier und nicht anderswo zu ziehen. Den Beweis sehen wir darin, daß sich die Bedürfnisse ständig seit Anbeginn der Geschichte weiter entwickelt haben, daß sie dabei immer mehr ihre Befriedigung gefunden haben und daß trotzdem keine Schwächung des durchschnittlichen Gesundheitszustandes eingetreten ist. Wie soll man vor allen Dingen deren Variationen bestimmen, je nach Umweltbedingungen, Beruf, der relativen Bedeutung ihres Beitrags zum Ganzen? Es gibt keine Gesellschaft, in der die einzelnen auf den verschiedenen Stufen der sozialen Hierarchie in gleicher Weise zufriedengestellt werden können.

Trotzdem ist die menschliche Natur in ihren Grundzügen bei allen Bürgern weitgehend gleich. Die unterschiedlichen Grenzen, von denen wir gesprochen haben und die für die einzelnen erforderlich sind, können also nicht mit seiner Natur gesetzt sein. Soweit die Bedürfnisse also nur von der Einzelperson abhängen, sind sie unbegrenzt. An sich, wenn man von allen äußeren regulativen Einflüssen absieht, ist unsere Aufnahmefähigkeit ein bodenloser Abgrund, den nichts ausfüllen kann.

Wenn aber von draußen keine mäßigenden Wirkungen zu uns durchdringen, dann kann sie nur eine Quelle von Qualen sein. Denn unbegrenzte Wünsche sind ex definitione nicht zu befriedigen; und nicht ohne Grund wird diese Unersättlichkeit als ein Krankheitssymptom angesehen. Sie gehen immer und unendlich weit über die hinaus, was an Mittel zu ihrer Befriedigung vorhanden ist, weil nichts sie einschränkt. Es ist also nichts da, was sie beschwichtigen könnte. Ein unstillbarer Durst ist ein immerwährendes Strafgericht. Man hat zwar behauptet, daß es eine Eigentümlichkeit des menschlichen Tuns sei, sich ohne gesetzte Schranken zu entfalten und unerreichbaren Zielen nachzujagen. Es ist aber schwer einzusehen, wieso sich ein solcher Zustand des Unbestimmten eher mit den Bedingungen des seelischen Lebens vereinbaren lassen soll als mit den Anforderungen des physischen. Der Mensch braucht trotz aller Freude am Handeln, an der Bewegung, an der Anstrengung auch das Gefühl, daß seine Bemühungen nicht vergeblich sind und daß er dabei weiterkommt. Man kommt aber nicht weiter, wenn man ohne jedes Ziel marschiert oder, was auf dasselbe hinausläuft, wenn das Ziel, das man zu erreichen sucht, im Unendlichen liegt. Die Entfernung, die dahin noch zurückzulegen ist, wird immer die gleiche bleiben, gleich, wie lange man unterwegs ist, und dann sieht alles so aus, als ob man zwecklos auf der Stelle getreten hätte. Sogar der Blick, den man zurückwirft und das stolze Gefühl, das man angesichts der bereits hinter sich gebrachten Strecke empfinden könnte, würde nur eine sehr illusorische Befriedigung sein, da die vor einem liegende Strecke um nichts kürzer geworden ist. Ein nach aller Vermutung unerreichbares Ziel verfolgen bedeutet also, zu ewiger Unzufriedenheit verdammt zu sein. Es kann natürlich

vorkommen, daß der Mensch gegen alle Vernunft hofft, und auch die unbegründete Hoffnung hat ihre Vorfreude. Sie kann also für eine gewisse Zeit am Leben erhalten werden, aber ewig wird sie die immer neuen Enttäuschungen der Erfahrung nicht überleben können. Was kann einem die Zukunft denn mehr geben als die Vergangenheit, wenn nie der Augenblick kommt, von dem man sich wünscht, er möge verweilen, und wenn man nie diesem idealen Zustand näherrückt. Je mehr man also hat und je mehr man haben möchte, desto eher wird das, was man erreicht, die Bedürfnisse nur anstacheln und nicht befriedigen. Könnte man hier einwenden, Handeln allein sei schön? Zunächst einmal würde das nur dann gelten, wenn man den Kopf so weit in den Sand steckte, daß man die Sinnlosigkeit nicht mehr spürt. Damit dies Angenehme empfunden wird und die schmerzvolle Unruhe dabei nur halbwegs gemildert und verschleiert werden kann, muß sich mindestens dieses endlose Schreiten immer in aller Ruhe und ohne jede Störung abspielen. Aber sobald das beeinträchtigt wird, bleibt nur noch die Unruhe und das mit ihr kommende Unbehagen. Und es wäre ein Wunder, wenn der Weg niemals über ein unübersteigbares Hindernis führte. In solchen Lagen verbindet nur noch ein dünner Faden den Menschen mit seinem Leben, der jederzeit abreißen kann.

Damit es nicht dazu kommt, ist zunächst Bedingung, daß dem Streben Grenzen gesetzt sind. Dann erst kann es mit dem Möglichen in Einklang gebracht werden und Befriedigung finden. Da aber der einzelne nichts in sich trägt, was ihm diese Grenzen setzen könnte, muß die Kraft dazu notwendig von außen kommen. Es muß eine regulative Kraft geben, die für die geistigen Bedürfnisse dieselbe Rolle spielt wie der Organismus für die physischen. Es ist damit ausgedrückt, daß diese Kraft nur eine geistige sein kann. Das erwachende Bewußtsein erst hat beim Tier den Gleichgewichtszustand gestört, in dem es ruhig schlief. Nur das Bewußtsein also kann diesen Zustand auch wiederherstellen. Materieller Zwang wäre hier zwecklos, man kann Seelen nicht mit physisch-chemischen Mitteln behandeln. Wenn Bedürfnisse nicht mehr automatisch durch physiologische Mechanismen gestillt werden, können sie nur

von einer Grenze einhalten, die sie selbst als gerecht erachten. Der Mensch würde nicht einer Beschränkung seiner Begierden zustimmen, wenn er sich berechtigt glaubte, die ihm gesetzten Grenzen zu überschreiten. Nur könnte er sich diesen Rechtsgrundsatz aus den Gründen, die wir aufgezeigt haben, nicht selber diktieren. Eine Autorität muß sie ihm vorschreiben, die er respektiert und vor der er sich spontan verneigt. Nur die Gesellschaft ist in der Lage, diese maßigende Rolle zu spielen, sei es direkt und als Ganzheit oder vermittels eines ihrer Organe. Denn sie ist die einzige dem einzelnen übergeordnete moralische Kraft, deren Überordnung er auch anerkennt. Sie hat als einzige die nötige Autorität, Recht zu sprechen und den Begierden Schranken zu setzen, über die hinauszugehen nicht erlaubt ist. Sie hat auch als einzige die Fähigkeit abzuschätzen, welche Prämie sie zum Besten des gemeinsamen Interesses für jedes Mitglied vorsehen soll. z. B. in Form von Lohn

Und tatsächlich gibt es in jedem Augenblick der Geschichte im sittlichen Bewußtsein der Gesellschaften ein vages Gefühl dafür, was die verschiedenen sozialen Dienste wert sind, und für ihre jeweilige entsprechende Belohnung und damit für das Maß an Wohlbefinden, das als Mittelwert den Arbeitenden jedes Berufes zukommt. In der öffentlichen Meinung sind die verschiedenen Funktionen in eine Art Hierarchie eingeteilt, und jedem einzelnen wird ein bestimmtes Maß an Wohlergehen zuerkannt, je nachdem, welchen Platz er innerhalb der Hierarchie einnimmt. Nach den geltenden Vorstellungen gibt es zum Beispiel für den Arbeiter eine ganz bestimmte Lebensführung, die als obere Grenze dessen angesehen wird, was er sich vorstellen darf, wenn er versucht, sich sein Leben besser einzurichten, und eine untere Grenze, die er, ohne in der allgemeinen Achtung tief zu sinken, schwerlich unterschreiten darf. Beide Grenzen sind verschieden für den Arbeiter in der Stadt oder auf dem Land, für den Hausangestellten oder für den Tagelöhner, für den Büroangestellten oder für den Beamten, usw. Aus diesen Gründen wirft man es dem Reichen vor, wenn er zu ärmlich lebt, aber auch wenn er übermäßigen Luxus treibt. Der Protest der Wirtschaftler gegen derartiges nützt gar nichts. Für die öffentliche Meinung stellt es immer einen

Je nach Schicht  
Belohnung sozialpolitisch

Skandal dar, wenn jemand zu viel Geldmittel aufwendet für absolut überflüssige Dinge, und es scheint selbst, daß eine solcherart gezeigte Intoleranz nur in Zeiten moralischer Verwirrung schwächer wird<sup>8</sup>. Es gibt also tatsächlich eine Reglementierung, und wenn sie auch nicht die Form geschriebener Gesetze annimmt, so stellt sie doch relativ streng das Maximum an Wohlstand fest, das jede Gesellschaftsklasse erlaubterweise für sich erstreben darf. Im übrigen ist das Muster dieser Stufenleiter keineswegs unveränderlich. Es ändert sich, je nachdem, ob das Gesamteinkommen steigt oder fällt und je nach den Veränderungen in den geltenden Moralauffassungen der Gesellschaft. So kann es sein, daß der Luxus einer Epoche in einer anderen keiner mehr ist, und daß ein Wohlstandsniveau, das durch längere Zeit einer bestimmten Klasse nur als Ausnahme, als übermäßig hoch zugebilligt wurde, irgendwann später als absolut lebensnotwendig und durchaus angemessen betrachtet wird.

Unter dem Druck dieser Meinungen macht sich jeder in seiner Lebenssphäre ein ungefähres Bild davon, wie weit sein Ehrgeiz gehen kann, und er trachtet nach nichts, was darüber hinausgeht. Zumindest, wenn er diese ungeschriebenen Regeln achtet und der Kollektivautorität gehorcht, das heißt, wenn seine moralische Geistesverfassung gesund ist, fühlt er, daß er nicht gut noch mehr fordern kann. Damit sind seinen Begierden Ziel und Grenze gesetzt. Natürlich ist diese Grenze nicht unänderlich oder unantastbar. Der wirtschaftliche Idealzustand selbst, der allen Bürgern im Staat zugebilligt wird, hat bestimmte Grenzen, innerhalb derer sich die Begierden frei bewegen können; aber diese Grenzen sind da. Diese relative Beschränkung und die Mäßigung, die daraus folgt, bringen es dahin, daß der Mensch mit seinem Schicksal zufrieden ist; sie geben ihm sogar gleichzeitig einen Anreiz, in Maßen weiterzustreben. Und aus diesem halbwegs Gesättigtsein entspringt ein

<sup>8</sup> Diese Vorwürfe haben tatsächlich ihre ganz natürliche moralische Seite, und es ist gar nicht nötig, alles dies im Gesetz zu verankern. Wir wollen nicht sagen, daß die Wiedereinführung irgendwelcher gesetzlicher Luxuseinschränkungen wünschenswert oder auch nur möglich ist.

Gefühl ruhigen, dabei tätigen Friedens, diese Freude am Dasein und am Leben, die für die Gesellschaft und für den einzelnen als charakteristisches Zeichen innerer Gesundheit angesehen wird. Nebenbei ist der Mensch durch all dies keineswegs zur Untätigkeit verurteilt. Er kann danach trachten, sein Leben zu verschönern. Aber wenn er entsprechende Anstrengungen macht und sie schlagen fehl, so wird er dennoch nicht verzweifeln. Denn da er liebt, was er besitzt, und dem, was er nicht hat, nicht mit aller Kraft nachjagt, macht es nichts, wenn das Neue, das er schließlich erstrebt, vielleicht seinen Wünschen und Erwartungen nicht entspricht, es fehlt ihm dann nicht gleich alles. Die Hauptsache bleibt ihm. Das Gleichgewicht seines Glückes ist stabil, weil es begrenzt ist, und einige Enttäuschungen können ihn nicht erschüttern.

Immerhin dient es zu nichts, wenn jedermann die Rangordnung der Funktionen in der Weise, wie die Allgemeinheit sie festgesetzt hat, als gerecht ansehen würde, wenn man nicht gleichzeitig auch die Art und Weise als gleichermaßen gerecht bezeichnete, wie diese Funktionen sich ergänzen. Der Arbeiter wird mit seiner sozialen Stellung nicht einverstanden sein, wenn er nicht davon überzeugt ist, daß es genau die ist, die ihm zukommt. Wenn er sich zu einer anderen berechtigt glaubt, dann wird die, die er einnimmt, ihn nicht mehr befriedigen. Es genügt also nicht, daß das mittlere Bedürfnisniveau für jede soziale Stellung von der öffentlichen Meinung reguliert wird, es bedarf noch einer anderen, genaueren Reglementierung, die bestimmt, wann die verschiedenen Stellungen den einzelnen jeweils offenstehen. Es gibt denn auch keine Gesellschaft ohne eine solche Reglementierung. Sie ist je nach Ort und Zeit verschieden. Früher war fast ausschließlich die Geburt für die soziale Schicht ausschlaggebend, heute gibt es eine ursprüngliche Ungleichheit nur auf Grund ererbten Vermögens oder Verdienstes. Aber unter allen diesen verschiedenen Formen verfolgt sie immer das gleiche Ziel. Und sie kann sich nur da Geltung verschaffen, wo sie sich auf eine Autorität berufen kann, die dem einzelnen übergeordnet ist, also auf die Autorität des Kollektivs. Und sie kann niemals zur anerkannten Ordnung werden ohne vom einen oder anderen, oder besser vom einen

und vom anderen, im Namen des Allgemeinwohls Opfer und Nachgeben zu verlangen.

Es hat wohl Stimmen gegeben, die sagten, dieser moralische Druck werde an dem Tage aufhören, an dem die wirtschaftliche Lage nicht mehr erblich ist. Man hat argumentiert, wenn die Einrichtung der Erbschaft abgeschafft wäre, würde jeder das Leben mit den gleichen Voraussetzungen beginnen, und niemand könnte sich über einen ungerechten Ausgang des Kampfes der Konkurrenten untereinander beklagen, wenn jeder unter den gleichen Bedingungen kämpfen müßte. Dann müßte jeder spontan spüren, daß alles so ist, wie es sein soll.

Es ist denn auch nicht zu bezweifeln, daß, je mehr man sich diesem Gleichheitsideal nähert, desto weniger sozialer Zwang nötig sei. Aber das ist nur eine Frage des Gradunterschiedes. Es wird nämlich eine Art von Erblichkeit immer bestehen bleiben, nämlich die Begabung. Intelligenz, Geschmack, Begabung für Wissenschaft, Kunst, Literatur, Fleiß, Mut, manuelle Geschicklichkeit sind Eigenschaften, die jeder von uns bei der Geburt mitbekommt, wie das Kapitalistenbaby sein Kapital oder früher der Adlige seinen Adelstitel und seine Gerechtsame. Es ist also immer noch eine moralische Disziplin erforderlich, um die von der Natur weniger gut Bedachten dahin zu bringen, daß sie die schlechtere Lage akzeptieren, in die sie durch den Zufall ihrer Geburt geraten sind. Will man so weit gehen, zu fordern, daß alle gleich viel haben und daß denen, die der Gesellschaft besonders nützlich sind oder die sonst Verdienste haben, nicht der kleinste Vorteil zukommen soll? Dann wäre doch sicher noch eine viel strengere Disziplin vonnöten, um diese Menschen dahin zu bringen, sich mit einer Behandlung zufrieden zu geben, die sich von der der Mittelmäßigen und Nichtsköner nicht unterscheidet.

Aber auch diese Art von Disziplin könnte nur dann gelten, wenn sie von den Menschen anerkannt wird, die ihr unterworfen sind. Wenn sie nur noch aus Gewohnheit oder unter Zwangsmaßnahmen beachtet wird, können Friede und Eintracht nur dem äußeren Anschein nach weiterbestehen. Unruhe und Unzufriedenheit sind latent vorhanden. Die Begierden, die nur oberflächlich im Zaum gehalten sind, brechen durch. So

geschah es in Rom und Griechenland, als die Dogmen erschüttert wurden, auf die sich die Ordnung des Patriarchats und der Plebs stützte, so geschah es in unseren modernen Gesellschaften, als die aristokratischen Vorurteile ihre althergebrachte Wirkung verloren. Aber diese Erschütterungen sind die Ausnahme, sie treten nur dann auf, wenn die Gesellschaft eine Krise durchmacht. In normalen Zeiten wird die Kollektivordnung von der großen Mehrheit der ihr Unterworfenen als gerecht angesehen. Wenn wir sagen, daß eine Autorität notwendig ist, um die einzelnen in diese Ordnung einzufügen, meinen wir damit keineswegs, daß Gewalt das einzige Mittel sei, sie zu etablieren. Weil diese Regelung dazu da ist, die Leidenschaft des einzelnen im Zaum zu halten, muß sie von einer Macht ausgehen, die über den einzelnen herrscht. Bedingung ist, daß der Gehorsam dieser Macht gegenüber auf Respekt und nicht auf Furcht beruht.

Es stimmt also nicht, daß die Handlungsfreiheit des Menschen unbeschränkt sein könne. Ein solches Privileg gibt es für nichts und niemanden auf Erden. Denn jedes Wesen, das Teil des Universums ist, steht in Beziehung zu den anderen Wesen dieses Universums; seine Natur und die Art, wie es ihr Ausdruck verleiht, hängen nicht allein von ihm ab, sondern auch von den anderen Wesen, die es infolgedessen in Schranken halten und Regeln unterwerfen. In dieser Beziehung gibt es zwischen Steinen und denkenden Wesen nur Unterschiede in Grad und Form. Für den Menschen allein ist charakteristisch, daß die Beschränkungen, die ihm auferlegt werden, nicht physisch, sondern moralisch, das heißt sozial sind. Er erhält seine Gesetze nicht aus einem materiellen Milieu, das sich im rücksichtslos aufzwingt, sondern von einem Bewußtsein, das dem seinen überlegen ist und dessen Überlegenheit er spürt. Er kann das Joch seines Körpers zum Teil abschütteln, weil der größere und bessere Teil seines Lebens sich jenseits des Physischen abspielt, aber er unterliegt dem der Gesellschaft.

Wenn indes in der Gesellschaft Störungen auftreten, sei es infolge schmerzhafter Krisen oder auch infolge günstiger aber allzu plötzlicher Wandlungen, ist sie zeitweilig unfähig, dieser Funktion [Autorität zu zeigen] zu genügen; und daher kom-

men dann die plötzlichen Steigungen in der Kurve der Selbstmorde, wie wir sie früher nachgewiesen haben.

In der Tat kann es im Falle von Wirtschaftskatastrophen für bestimmte Menschen so etwas geben wie eine Deklassierung. Sie sind also genötigt, ihre Ansprüche herabzusetzen, ihre Bedürfnisse einzuschränken und zu lernen, sich mehr zu bescheiden. Alles ist verloren, was die Gesellschaft ihnen als Frucht ihres sozialen Handelns zukommen ließ, ihre ganze moralische Erziehung muß erneut vollzogen werden. Die Gesellschaft bringt es natürlich nicht von einem Augenblick zum anderen fertig, den Betroffenen an dieses neue Leben anzupassen und ihnen beizubringen, wie man sich an dieses Übermaß von Bescheidung gewöhnt, das ihnen noch fremd ist. Daraus ergibt sich, daß sie sich nicht auf die veränderten, ihnen auferlegten Lebensumstände einstellen, und daß sogar der Gedanke daran ihnen zuwider ist. Daher rührt die Niedergeschlagenheit, die das Band zwischen ihnen und ihrem Leben lockert, das ihnen unerträglich geworden zu sein scheint; sogar bevor sie versucht haben, mit ihm zurecht zu kommen.

Aber die Dinge liegen gar nicht anders, wenn die Krise durch ein plötzliches Anwachsen von Macht und Reichtum entsteht. Da sich die Lebensbedingungen veränderten, kann das Modell, an dem sich die Bedürfnisse orientieren, nicht mehr das gleiche bleiben; denn es wandelt sich mit den zur Verfügung stehenden Mitteln, da es ja den Anteil bestimmt, der einer jeden Gruppe von Produzenten zukommt. Die Hierarchie ist in Unordnung geraten, andererseits kann man eine neue nicht improvisieren, Es braucht Zeit, für Menschen und Dinge nach den geltenden Begriffen eine andere Rangordnung zu schaffen. Solange die so freigesetzten sozialen Kräfte nicht ihr Gleichgewicht gefunden haben, bleibt ihr jeweiliger Wert unbestimmt und für eine Zeitlang ist dann jede Regelung mangelhaft. Man weiß nicht mehr, was möglich ist und was nicht, was noch und was nicht mehr angemessen erscheint, welche Ansprüche und Erwartungen erlaubt sind und welche über das Maß hinausgehen. Es gibt dann nichts mehr, worauf man nicht Anspruch erhebt. Auch wenn diese Erschütterung nicht tief geht, so reicht sie doch bis zu jenen Prinzipien, nach denen den Bürgern ihre verschiede-

nen Plätze zugewiesen sind. Denn da die Beziehungen zwischen den verschiedenen Teilen der Gesellschaft notwendig verändert sind, können auch die diesen Beziehungen zugrunde liegenden Vorstellungen nicht dieselben bleiben. Es ergibt sich, daß eine Klasse, die bei der Krise besonders begünstigt war, nun nicht mehr zu dem gleichen Verzicht bereit ist, und daß umgekehrt nun der Anblick ihres erhöhten Wohlstandes neben und unter ihr jede Art von Begehrlichkeit hervorruft. Wenn die öffentliche Meinung keine Orientierung mehr gibt, werden die Appetite keine Schranke mehr kennen. Zudem befinden sie sich sowieso infolge der gesteigerten allgemeinen Aktivität in einem gereizten Zustand. Wegen des steigenden Wohlstandes steigen auch die Bedürfnisse. Sie werden angestachelt durch die reichere Beute, die ihnen vorgehalten wird, und die althergebrachten Regeln verlieren ihre Autorität, weil man ihrer überdrüssig ist. Der Zustand der gestörten Ordnung oder *Anomie* wird also dadurch noch verschärft, daß die Leidenschaften zu einem Zeitpunkt, wo sie einer stärkeren Disziplin bedürfen, weniger diszipliniert sind!

Aber schon in der Höhe der Ansprüche liegt die Unmöglichkeit ihrer Befriedigung. Gleich, was erreicht ist, die überreizten Begierden werden über jedes Maß hinausschießen, denn es erhebt sich keine warnende Stimme zu einem »Bis hierher, und nicht weiter!« Nichts also befriedigt sie und diese ganze Unruhe erneuert sich ständig in sich, so daß es zu keiner Beruhigung kommt. Zumal wenn die Jagd nach dem als erreichbar Vorschwebenden keine andere Freude verschaffen kann als eben die Jagd selbst – wenn dies überhaupt Freude ist –, steht der Mensch mit leeren Händen da, wenn ihm diese Jagd verdorben wird. Zur gleichen Zeit wird der Kampf härter und opfervoller, einmal weil die Kampfregeln weniger beachtet werden, und zum anderen, weil der Wettbewerb schärfer wird. Alle Klassen sind dem ausgesetzt, weil es keine abgegrenzten Klassen mehr gibt. Je mehr man sich also anstrengt, um so nutzloser wird die Anstrengung. Es ist kein Wunder, daß unter solchen Umständen der Wille zum Leben seine Kraft verliert.

Diese Auslegung findet ihre Bestätigung in der einzigartigen Immunität, deren sich die armen Länder erfreuen. Wenn die

Armut gegen den Selbstmord schützt, dann eben darum, weil sie hemmend wirkt. Was man auch tut, immer müssen die Wünsche in gewissem Sinne mit den gegebenen Mitteln rechnen. Was man hat, gilt zum Teil als Ausgangspunkt für das, was man haben möchte. Die Folge ist, daß, je weniger man hat, um so weniger man versucht ist, den Bogen seiner Wünsche zu überspannen. Wir gewöhnen uns an die Ohnmacht, während sie uns zur gleichen Zeit zur Mäßigung zwingt, abgesehen davon, daß da, wo Mittelmäßigkeit herrscht, überhaupt keine starken Reize auftreten. Reichtum dagegen gibt uns infolge der Möglichkeiten, die er uns verschafft, die Illusion, daß letztlich alles doch erreichbar ist, indem sie den Widerstand, den die Dinge uns entgegensetzen, verringert. Je weniger man sich eingeengt fühlt, um so verhaßter wird doch die Einengung. Nicht ohne Grund haben demnach so viele Religionen die wohltätige Wirkung und den moralischen Wert der Armut gepriesen. Sie ist nämlich die beste Schule, dem Menschen die Bescheidung beizubringen. Sie bringt uns dazu, uns folgsam der kollektiven Ordnung zu fügen, indem sie uns zu einer ständigen Selbstkontrolle zwingt, während der Wohlstand dem Menschen die Zügel schießen läßt und dabei Gefahr läuft, immer jenen Geist der Rebellion wachzurufen, der der eigentliche Nährboden der Immoralität ist. Natürlich ist das kein Grund, die Menschen daran zu hindern, ihre materielle Lage zu verbessern. Wenn es auch Heilmittel gibt für die sittliche Gefahr, die ein jeder steigende Wohlstand mit sich bringt, so darf man sie doch nicht aus dem Auge verlieren.

### III

Wenn sich ein solcher Zustand der Anomie, wie wir ihn in diesen Fällen aufgezeigt haben, nur gelegentlich und als Krisenhöhepunkt ereignet, könnte er zwar sehr wohl von Zeit zu Zeit auf die soziale Selbstmordrate Einfluß haben, würde aber dabei keine regelmäßige und konstante Rolle spielen. Es gibt aber eine Sphäre des gesellschaftlichen Lebens, wo er tatsächlich eine Art Dauerzustand ist, nämlich in der Welt des Handels und der Industrie.

Seit einem Jahrhundert besteht der wirtschaftliche Fortschritt hauptsächlich darin, das Gewerbe von jeder Reglementierung zu befreien. Bis in die jüngste Zeit hatte ein ganzes System moralischer Maximen die Aufgabe, hier Wache zu halten. Zunächst war da die Religion, deren Einfluß die Arbeiter wie den Brotherrn, den Armen wie den Reichen beherrschte. Sie tröstete die einen und lehrte sie, sich mit ihrem Schicksal zufriedenzugeben; sie predigte, daß die soziale Ordnung von der Vorsehung bestimmt und der Part einer jeden Klasse von Gott selbst festgelegt worden ist; dafür durften sie von einer späteren besseren Welt gerechte Entschädigung für die Ungerechtigkeiten dieser Welt erwarten. Sie mäßigte die anderen und erinnerte sie daran, daß die irdischen Interessen nicht die Hauptsache für den Menschen sind, daß die anderen, höheren Interessen untergeordnet werden müssen und folglich nicht verdienen, ziel- und maßlos verfolgt zu werden. Die weltliche Gewalt, die aufgrund ihrer Oberhoheit über die wirtschaftlichen Funktionen, wußte deren allzu freies Entfalten dadurch zu verhindern, daß sie ihnen einen untergeordneten Rang im sozialen Geschehen anwies. Schließlich gab es innerhalb der kommerziellen Welt noch die Innungen mit ihren Vorschriften über Löhne und Gehälter, die Warenpreise und die eigentliche Erzeugung, wodurch indirekt eine mittlere Einkommenshöhe geschaffen wurde, nach der sich zwangsläufig die Bedürfnisse z. T. regelten. Im übrigen hat unsere Beschreibung dieser Organisation keineswegs den Zweck, sie als beispielhaft hinzustellen. Ohne tiefgehende Veränderungen hätte sie in den zeitgenössischen Gesellschaften keine Daseinsberechtigung. Unsere ganze Feststellung will lediglich besagen, daß sie bestanden hat, daß sie nützlich war und daß wir heute nichts an ihre Stelle zu setzen haben.

In der Tat hat die Religion den größten Teil ihres Machtreiches eingebüßt. Die Regierung ist von einer Regelinanz des wirtschaftlichen Lebens zu dessen Instrument und Diener geworden. Unter den gegensätzlichsten wirtschaftlichen Auffassungen, den konservativen Wirtschaftslehrern und den extremen Sozialisten, besteht Einigkeit darin, ihr nur eine Mittlerrolle, die mehr oder weniger passiv ist, zwischen den

einzelnen sozialen Funktionen zuzubilligen. Nach den einen soll sie nur über die Einhaltung der einzelnen Verträge wachen, die anderen überlassen ihr die Aufgabe einer kollektiven Buchführung, das heißt die Aufzeichnung der Verbraucherwünsche, ihre Weiterleitung an die Erzeuger, die Feststellung des Volkseinkommens und dessen Verteilung nach eingespielten Richtlinien. Aber beide Richtungen verweigern dem Staat jede Berechtigung, sich die anderen sozialen Organe unterzuordnen und sie auf ein einziges beherrschendes Ziel auszurichten. Die einen wie die anderen wollen als einziges und Hauptziel für alle Völker die industrielle Prosperität. Das ist die Schlußfolgerung des Dogmas vom wirtschaftlichen Materialismus, auf dem beide Systeme fußen, wenn sie auch dem Anschein nach divergieren. Und da diese Theorien nur das ausdrücken, was allgemeine Ansicht ist, so ist die Industrie das erhabenste Ziel des einzelnen und der Gesellschaften geworden statt weiter lediglich als Mittel zu einem höheren Zweck betrachtet zu werden. So ist es aber dazu gekommen, daß jede Autorität entfiel, die die neuen Begierden hätte im Zaum halten können. Diese wurden durch die Vergötzung des Wohlstandes sozusagen sanktioniert und über jedes Menschengesetz gestellt. Es ist die reine Gotteslästerung, sie auch nur antasten zu wollen. So hat sich auch die rein zweckbestimmte Regelung, die die industrielle Gesellschaft etwa über die Verbände auszuüben versuchte, nicht halten lassen. Endlich ist die Entfesselung der Begierden infolge der Entwicklung der Industrie selbst und die fast unendliche Ausdehnung des Absatzmarktes noch verschärft worden. Solange der Erzeuger seine Produkte nur in der unmittelbaren Nachbarschaft absetzen konnte, war der überhitzte Ehrgeiz durch die geringen Verdienstmöglichkeiten begrenzt. Jetzt, wo er fast erwarten darf, die ganze Welt zum Kunden zu haben, wie sollten vor diesen grenzenlosen Perspektiven seine Begierden sich wie früher zügeln lassen?

Daher die fieberhafte Betriebsamkeit in diesem Sektor der Gesellschaft, die sich auf alle übrigen ausgedehnt hat. Daher ist Krise und Anomie zum Dauerzustand und sozusagen normal geworden. Von oben bis unten in der Stufenleiter ist die Begehrlichkeit entfacht, ohne daß man weiß, wo sie zur Ruhe

kommen soll. Sie wird sich durch nichts beschwichtigen lassen, da die angestrebten Ziele himmelweit über allem Erreichbaren liegen. Vor dem, was die erhitzte Phantasie als realisierbar ansieht, verblaßt jeder Wert der echten Realität. Man löst sich von ihr, und löst sich schließlich auch vom Möglichen, wenn dies einmal Wirklichkeit wird. Es ist da ein Hunger nach neuen Dingen, nach unbekanntem Genüssen, nach Freuden ohne Namen, die aber sofort ihren Geschmack verlieren, sobald man sie kennenlernt. Wenn dann der kleinste Rückschlag kommt, hat man keine Kraft, ihn auszuhalten. Das Fieber fällt und man erkennt, wie steril dieses ganze Durcheinander war und wie alle diese unendlich übereinandergehäuften neuen Sensationen keine solide Grundlage für ein Glück bilden können, von dem man in den Tagen der Prüfung zehren könnte. Der Weise, der sich am Erreichten freuen kann, ohne ständig nach Ersatz zu suchen, findet darin etwas, woran er sich in der Stunde der Unbill klammern kann. Wer aber immer alles von der Zukunft erwartet hat, wer sein Leben lang die Augen nur auf die Zukunft gerichtet hat, findet in seinem vergangenen Leben nichts, was ihm bei den Mißgeschicken der Gegenwart helfen könnte; denn die Vergangenheit war für ihn nichts als eine Reihe von Etappen, die mit Ungeduld durchheilt wurden. Er konnte sich ständig über sich selbst im Irrtum befinden, weil er immer hoffte, das Glück, das er noch nicht erjagt hatte, in der Zukunft zu finden. Jetzt aber ist sein Streben zu Ende. Es ist weder im Vergangenen noch im Kommenden ein fester Punkt, an den er sich halten könnte. Die Müdigkeit allein kann schon die Entzauberung bringen, denn auf die Dauer muß die Nutzlosigkeit dieser Jagd ohne Ende offenkundig werden.

Man kann sich sogar fragen, ob es nicht gerade diese moralische Verfassung ist, durch die Wirtschaftskatastrophen so viele Selbstmorde verursachen. Der Mensch unterwirft sich Schicksalsschlägen viel leichter, wenn er in einer Gesellschaft lebt, die ihn in gesunder Disziplin hält. Wenn er gewohnt ist, sich zurückzuhalten und sich zu bescheiden, dann wird es ihm verhältnismäßig leicht werden, sich noch etwas mehr Beschränkung aufzuerlegen. Aber wenn schon jede Begrenzung an sich verhaßt ist, muß dann nicht eine weitere Einengung unerträglich

lich werden? Die fieberhafte Ungeduld, in der man sein Leben zubringt, ist kein guter Nährboden für einen Verzicht. Wenn man gar kein anderes Ziel hat, als nur immer über den Punkt hinauszukommen, den man erreicht hat, wie schmerzhaft ist es dann, zurückgeworfen zu werden! Und nun öffnet der Wirrwarr, in dem sich unsere Wirtschaft befindet, allen möglichen abenteuerlichen Anwandlungen Tür und Tor. Wenn die ganze Phantasie auf das Neue ausgerichtet ist und nichts sie im Zaum hält, sucht sie das Risiko. Notwendigerweise wachsen mit den Risiken die Rückschläge, und die Krisen häufen sich in dem gleichen Augenblick, wo sie mörderischer werden.

Dabei sind diese Vorgänge so tief verwurzelt, daß die Gesellschaft sich daran gewöhnt hat und sie als normal empfindet. Es wird dauernd behauptet, die ewige Unzufriedenheit liege, wie das Vorwärtstreben nach einem unbekanntem Ziel, ohne Stillstand und Ruhe in der menschlichen Natur. Jeden Tag wird uns die Sehnsucht nach dem Unendlichen als ein Zeichen sittlicher Vollendung dargestellt, obwohl es sich doch nur in Wirkköpfen austoben kann, die die Regellosigkeit, unter der sie leiden, zum System erhoben haben. Trotzdem ist die Lehre vom Fortschritt, und zwar vom schnellstmöglichen, zu einem Glaubensartikel geworden. Aber parallel zu diesen Lehren, die sich im Lob der Unbeständigkeit ergehen, tauchen andere auf, die die Zeitumstände, auf deren Boden sie entstanden sind, verallgemeinern und das Leben für schlecht erklären, ihm nachsagen, es bringe mehr Unglück als Glück und verführe den Menschen nur durch vorgespülte Reize. Und weil dieses Durcheinander gerade in der Welt der Wirtschaft seinen Höhepunkt erreicht hat, findet es dort auch die meisten Opfer.

Die Bereiche von Handel und Industrie zählen tatsächlich zu den Berufen mit den meisten Selbstmorden (s. Tabelle 24). Sie haben fast so viele wie die freien Berufe, und manchmal sogar noch mehr. Vor allem sind sie schwerer betroffen als die Landwirtschaft. Das kommt daher, daß in der Landwirtschaft die alten Regelkräfte noch am meisten zu spüren sind, und weil das Fieber des Geschäftslebens hierher am wenigsten durchgedrungen ist. Hier erinnert man sich am ehesten daran, wie früher die generelle Verfassung wirtschaftlicher Ordnung war. Und dabei

Tabelle 24

Selbstmorde je Million Angehöriger verschiedener Berufe

		Handel	Verkehr	Industrie	Landwirtschaft	freie Berufe (9)
Frankreich (10)	1878-1887	440		340	240	300
Schweiz	1876	664	1514	577	304	558
Italien	1866-1870	277	152,6	80,4	26,7	618 (11)
Preußen	1883-1890	754		456	315	832
Bayern	1884-1891	465		369	153	454
Belgien	1776-1790	421		160	160	100
Württemberg	1873-1878	273		190	206	
Sachsen	1878				71,17	
		341,59				

wäre der Abstand noch viel deutlicher, wenn man bei den Selbstmorden in der Industrie zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern unterschiede, denn die ersten sind wahrscheinlich dem Zustand der *Anomie* mehr ausgesetzt. Die sehr hohe Selbstmordrate (720 pro Million) bei den Privatiers zeigt deutlich, daß die wohlhabenden Schichten am meisten zu leiden haben. Das kommt daher, daß alles, was zur Unterordnung zwingt, die Auswirkungen dieses Zustandes abmildert. Der Horizont der unteren Schichten ist zumindest durch diejenigen begrenzt, die ihnen übergeordnet sind; und dadurch sind ihre Bedürfnisse eher abzusehen. Aber diejenigen, die über sich nur die Leere haben, verlieren sich fast mit Notwendigkeit darin, wenn keine Macht sie zurückhält.

Die *Anomie* ist also in unseren modernen Gesellschaften ein regelmäßig auftretender und spezifischer Selbstmordfaktor; sie ist eine der Quellen, aus der sich alljährlich das Kontingent speist. Infolgedessen haben wir einen neuen Typus vor uns, der von den anderen unterschieden werden muß. Er unterscheidet sich dadurch, daß er nicht von der Art und Weise bestimmt ist, in der der einzelne mit seiner Gesellschaft verbunden ist, sondern in der Art, in der diese ihre Mitglieder reguliert. Der

9 Wenn die Statistik mehrere Arten freier Berufe unterscheidet, haben wir den mit der höchsten Selbstmordzahl angeführt.

10 Zwischen 1826 und 1880 scheinen die wirtschaftlichen Berufe weniger in Mitleidenschaft gezogen zu sein. Aber wir wissen nicht, ob die Berufsstatistik so ganz genau war.

11 Diese Zahl betrifft nur Schriftsteller.

egoistische Selbstmord bestimmt sich daraus, daß die Menschen im Leben keinen Sinn mehr sehen; der altruistische Selbstmord daher, daß ihnen dieser Sinn als außerhalb des eigentlichen Lebens liegend erscheint; die dritte Art von Selbstmord, die wir eben festgestellt haben, daraus, daß ihr Handeln regellos wird und sie darunter leiden. Wegen seines Ursprungs wollen wir dieser letzten Art den Namen *anomischer Selbstmord* geben.

Sicherlich weist dieser Selbstmord gewisse Ähnlichkeiten mit dem egoistischen auf. Beide erfolgen deshalb, weil die Gesellschaft dem einzelnen nicht gegenwärtig genug ist. Aber die Sphäre, in der sie fehlt, ist nicht in beiden Fällen die gleiche. Beim egoistischen Selbstmord fehlt sie, weil kollektives Handeln fehlt und daher diesem Ziel und Bedeutung fehlt. Beim anomischen Selbstmord fehlt sie im Bereich individueller Wünsche, indem sie jene nicht zügelt. Es folgt daraus, daß die beiden Typen trotz dieser Beziehungen zueinander getrennt bleiben müssen: Wir können alles, was sozial in uns ist, in Bezug zur Gesellschaft setzen und doch nicht erfahren, wie wir unsere Begierden zu zügeln haben. Ohne Egoist zu sein, kann man im Zustand der Anomie leben und umgekehrt. Auch ist es nicht dasselbe soziale Milieu, aus dem sich die Opfer dieser beiden Selbstmordarten hauptsächlich rekrutieren. Das eine ist das der Intelligenzberufe, die Welt, in der man denkt, das andere die Industrie- oder Geschäftswelt.

IV

Die ökonomische Anomie ist nicht die einzige, die Selbstmord zur Folge haben kann.

Die Selbstmorde, die bei der Krise der Witwenschaft eintreten und die schon behandelt worden sind<sup>12</sup>, sind in Wirklichkeit eine Folge der gestörten häuslichen Normen, die sich aus dem Tod eines der Gatten ergibt. Sie bringt eine Umwälzung in der Familie mit sich, deren Folgen der Überlebende zu spüren bekommt. Er kann sich an die neue Situation nicht anpassen und verübt daher leichter Selbstmord.

<sup>12</sup> S. weiter oben, S. 205 f.

Tabelle 25

Vergleich der europäischen Staaten unter dem doppelten Aspekt von Ehescheidung und Selbstmord

	Jährliche Ehescheidungen je 1.000 Ehen	Selbstmorde je Million Einwohner
1. Länder, in denen Scheidungen und Trennungen selten sind		
Norwegen	0,54 (1875-1880)	73
Rußland	1,6 (1871-1877)	30
England und Wales	1,3 (1871-1879)	68
Schottland	2,1 (1871-1881)	
Italien	3,05 (1871-1873)	31
Finnland	3,9 (1875-1879)	30,8
Mittelwert	2,07	46,5
2. Länder mit mittlerer Häufigkeit von Scheidungen und Trennungen		
Bayern	5,0 (1881)	90,5
Belgien	5,1 (1871-1880)	68,5
Niederlande	6,0 (1871-1880)	35,5
Schweden	6,4 (1871-1880)	81
Baden	6,5 (1874-1879)	156,6
Frankreich	7,5 (1871-1879)	150
Württemberg	8,4 (1876-1887)	162,4
Preußen		133
Mittelwert	6,4	109,6
3. Länder mit häufigen Scheidungen und Trennungen		
Königreich Sachsen	26,9 (1876-1880)	299
Dänemark	38 (1871-1880)	258
Schweiz	47 (1876-1880)	216
Mittelwert	37,3	257

Aber es gibt eine andere Art des anomischen Selbstmordes, die unsere Aufmerksamkeit mehr erregt, weil sie häufiger ist und zudem gleichzeitig Natur und Funktionen der Ehe beleuchtet.

In den »Annales de démographie internationale« (September 1862) hat Bertillon eine bemerkenswerte Arbeit über die Scheidung veröffentlicht, in der er folgende These aufstellt: in ganz Europa steigt und fällt die Zahl der Selbstmorde mit der Zahl der Ehescheidungen und der Trennungen von Tisch und Bett.

Wenn man die verschiedenen Länder unter diesem zweifachen Gesichtspunkt betrachtet, stellt man schon den Parallelismus fest (s. Tabelle 25, oben). Wir ersehen daraus neben der

offenbaren Beziehung zwischen den jeweiligen Mittelwerten auch die einzige etwas spürbarere Abweichung bei den Niederlanden, wo die Zahl der Selbstmorde nicht so hoch ist, wie es nach den Scheidungen zu erwarten wäre.

Dieses Gesetz gewinnt noch an Überzeugung, wenn man nicht die verschiedenen Länder, sondern die verschiedenen Provinzen desselben Landes miteinander vergleicht. Besonders in der Schweiz fallen diese beiden Tatsachengruppen ganz deutlich zusammen (s. Tabelle 26). Die protestantischen Kantone verzeichnen die meisten Scheidungen, und dort geschehen auch die meisten Selbstmorde. Dann kommen die gemischten Kantone, und dann folgen als letzte die katholischen. Innerhalb derselben Gruppe verzeichnet man die gleiche Übereinstimmung. Bei den katholischen Kantonen stechen Solothurn und Appenzell mit ihren höheren Scheidungszahlen hervor. Dieselben Akzente finden wir dann bei der Zahl ihrer Selbstmorde. Obgleich Freiburg katholisch und französisch ist, hat es eine mittlere Anzahl von Scheidungen, bei einer mittleren Anzahl von Selbstmorden. Es gibt bei allen protestantischen deutschen Kantonen keine Stadt, die soviel Scheidungen aufweist wie Schaffhausen. Schaffhausen liegt auch mit seinen Selbstmorden an der Spitze. Und schließlich reihen sich die gemischten Kantone unter beiden Gesichtspunkten mit Ausnahme des Aargaus genau untereinander.

Wenn man denselben Vergleich unter den französischen Departements anstellt, kommt man zum gleichen Ergebnis. Wir haben sie zuerst je nach der Häufigkeit der Todesfälle infolge Selbstmord in acht Klassen eingeteilt und konnten dann feststellen, daß die so gebildeten Klassen unter dem Gesichtspunkt der Scheidungen und der Trennungen von Tisch und Bett in der gleichen Reihenfolge erschienen: (siehe Tabelle auf S. 313 unten)

Nachdem wir diese Wechselbeziehung gefunden haben, möchten wir sie erklären.

Wir wollen hier nur zur Erinnerung Bertillons summarische Erklärung anführen. Demnach bewegen sich die Kurven für Selbstmorde und Scheidungen deshalb parallel, weil beide vom gleichen Faktor abhängen: der mehr oder weniger großen Anzahl von Menschen, deren seelisches Gleichgewicht gestört

Tabelle 26

Vergleich der schweizer Kantone nach Zahl der Scheidungen und Selbstmorde.

	Scheidungen und Tren- nungen auf 1000 Ehen	Selbst- morde pro Million		Scheidungen und Tren- nungen auf 1000 Ehen	Selbst- morde pro Million
<b>I Katholische Kantone</b>					
Französische und italienische					
Tessin	7,6	57	Freiburg	15,9	119
Wallis	4,0	47			
Mittelwert	5,8	50	Mittelwert	15,9	119
Deutsche					
Uri		60	Solothurn	37,7	205
Hochunterwalden	4,9	20	Inner-Appenzell	18,9	158
Niederunterwalden		1	Zug	14,8	87
	5,2		Luzern	13,0	100
Schwyz	5,6	70			
Mittelwert	3,9	37,7	Mittelwert	21,1	137,5
<b>II Protestantische Kantone</b>					
Französische					
Neuchâtel	42,4	560	Waadt	43,5	352
Deutsche					
Bern	47,2	229	Schaffhausen	106,0	602
Basel-Stadt	34,5	323	Bez. Appenzell	100,7	213
Basel-Land	33,0	288	Glarus	83,1	127
			Zürich	80,0	288
Mittelwert	38,2	280	Mittelwert	92,4	307
<b>III Gemischte Kantone</b>					
Aargau	40,0	195	Genf	70,5	360
Graubünden	30,9	116	St. Gallen	57,6	179
Mittelwert	36,9	155	Mittelwert	64,0	269

	Selbstmorde pro Million	Mittlere Scheidungs- und Trennungszahl je 1000 Ehen
1. Klasse ( 5 Départements)	unter 50	2,6
2. Klasse (18 Départements)	51 bis 75	2,9
3. Klasse (15 Départements)	76 bis 100	5,0
4. Klasse (19 Départements)	101 bis 150	5,4
5. Klasse (10 Départements)	151 bis 200	7,5
6. Klasse ( 9 Départements)	101 bis 250	8,2
7. Klasse ( 4 Départements)	251 bis 300	10,0
8. Klasse ( 5 Départements)	über 300	12,4

ist. Es gibt nämlich, sagt er, in einem Land um so mehr Scheidungen, je weniger die Eheleute einander ertragen können. Nun gehören diese meistens zu den ungewöhnlichen, den unausgeglichenen Menschen, die aus diesem Grund auch anfälliger für Selbstmord sind. Der Parallelismus käme dann also nicht daher, daß die Einrichtung der Scheidung selbst Einfluß auf die Selbstmordziffern hat, sondern daß beide soziale Erscheinungen verschiedene Folgen derselben Ursache sind. Es erscheint aber willkürlich und unbeweisbar, die Scheidungsziffer mit irgendwelchen psychopathischen Mängeln in Zusammenhang bringen zu wollen. Es liegt keinerlei Grund zur Annahme vor, daß es in der Schweiz 15mal so viel Haltlose wie in Italien und 6- bis 7mal so viel wie in Frankreich geben soll, und doch sind die Scheidungsziffern in der Schweiz 15mal höher als in Italien und fast 7mal höher als in Frankreich. Außerdem wissen wir vom Selbstmord, wie wenig man bei der Untersuchung der Schuldfrage auf rein persönliche Umstände zurückgreifen kann. Und im übrigen wird alles, was in der Folge ausgesagt wird, vollends beweisen, wie unbefriedigend die ganze Theorie ist.

Die Ursachen für diese bemerkenswerte Wechselbeziehung darf man nicht in der organischen Veranlagung der Betroffenen suchen, sondern in dem, was wesentlich die Natur der Scheidung ausmacht. Wir wollen zu diesem Punkt zunächst folgende These aufstellen: In allen Ländern, für die uns die nötigen Daten zur Verfügung stehen, liegen die Zahlen für die Selbst-

		Selbstmorde pro Million für							
		Unverheiratete über 15 Jahre		Verheiratete		Verwitwete		Geschiedene	
		M	F	M	F	M	F	M	F
Preußen	(1887-1889)	360	120	430	90	1471	215	1875	290
Preußen	(1883-1890)	388	129	498	100	1552	194	1952	328
Baden	(1885-1893)	458	93	460	85	1172	171	1328	
Sachsen	(1847-1858)	555,18		481	120	1242	240	3102	312
Sachsen	(1876)			821	146			3252	389
Württemberg	(1846-1860)			226	52	530	97	1298	281
Württemberg	(1873-1892)	251		218		405		796	

morde von Geschiedenen ganz unvergleichlich höher als die der anderen Bevölkerungsschichten.

Wir sehen also, daß drei- bis viermal mehr Geschiedene Selbstmord verüben als Verheiratete, obwohl sie jünger sind (40 Jahre, in Frankreich, gegenüber 46), und erheblich öfter als Verwitwete trotz der erhöhten Gefährdung, die in ihrem hohen Alter liegt. Woher kommt das?

Zweifellos spielt bei diesem Ergebnis die Veränderung der moralischen Normen und der materiellen Bedingungen, die im Gefolge der Scheidung auftreten, eine gewisse Rolle. Aber sie reicht zur Erklärung nicht aus. Verwitwung bringt nämlich eine nicht weniger tiefgreifende Störung des Lebens mit sich. Meistens sind die Auswirkungen sogar viel schmerzlicher, weil die Ursache nicht im Willen der Gatten lag, während in den meisten Fällen die Scheidung eine Erlösung für sie ist. Obgleich also aus dem Gesichtspunkt des Alters der Selbstmord bei den Geschiedenen halb so häufig sein müßte wie bei den Verwitweten, ist er überall im Verhältnis zahlreicher, in einigen Ländern bis zum Doppelten. Dieser Verschlimmerungskoeffizient, den man mit einer Zahl zwischen 2,5 und 4 ausdrücken könnte, hängt in keiner Weise von der Veränderung der Lebensumstände ab.

Wir müssen, um zu seiner Ursache zu kommen, eine Behauptung von uns wieder aufnehmen. Wir haben im dritten Kapitel dieses Buches gesehen, daß innerhalb einer Gesellschaft die Anfälligkeit der Verwitweten für den Selbstmord in einem bestimmten Verhältnis zu der der Verheirateten steht. Wo diese besonders geschützt waren, genießen auch jene eine zwar geringere, aber immer noch beträchtliche Immunität, und dasjenige Geschlecht, dem die Ehe den größeren Schutz bot, ist auch in der Witwenschaft besser gestellt. In einem Wort, wenn die eheliche Gemeinschaft durch den Tod eines Partners aufgelöst wird, so bleiben ihre auf den Selbstmord sich beziehenden Auswirkungen zu einem Teil für den überlebenden Partner erhalten<sup>13</sup>. Können wir dann aber nicht mit Recht annehmen, daß die Situation ähnlich sein wird, wenn die Ehe nicht durch

<sup>13</sup> S. oben, S. 215.

den Tod, sondern durch einen juristischen Akt aufgelöst wird, und daß der bei den Geschiedenen festzustellende negative Faktor keine Folge der Scheidung, sondern der Ehe ist, der sie ein Ende gesetzt hat? Es muß mit einer bestimmten Beschaffenheit der Ehe zusammenhängen, deren Einfluß sich bei den Ehegatten auch nach der Scheidung noch bemerkbar macht. Wenn sie eine so deutliche Anfälligkeit für den Selbstmord zeigen, dann lag sie in hohem Grade schon vor, als sie noch zusammen lebten, und war sogar auf ihr gemeinsames Leben zurückzuführen.

Von dem Boden dieser Behauptung aus wird der Zusammenhang zwischen Scheidungen und Selbstmorden erklärlich. Bei den Völkern mit einer hohen Zahl von Ehescheidungen muß diese Beschaffenheit *sui generis* der Ehe notwendig sehr verbreitet sein; denn sie ist keine spezifische Eigenart solcher Ehen, die für eine Scheidung prädestiniert sind. Wenn sie dort auch am stärksten ist, muß sie sich, wenn auch in geringerem Grade, auch bei den anderen oder bei den meisten anderen wiederfinden. Denn in derselben Weise, wie es bei einer hohen Zahl von Selbstmorden auch viele Selbstmordversuche gibt, und wie es keine Erhöhung der Sterblichkeitsziffer geben kann, ohne daß die Krankenziffer gleichfalls anwächst, muß es dort, wo viele Scheidungen tatsächlich ausgesprochen werden, auch viele Ehen geben, die mehr oder weniger scheidungsreif sind. Wenn also die Zahl der Ehescheidungen steigt, dann muß sich auch in den bestehenden Familien jener Zustand entwickeln und verallgemeinern, der die Bereitschaft zum Selbstmord verstärkt, und folglich ist es ganz natürlich, wenn beide Kurven parallel verlaufen.

Abgesehen davon, daß diese Theorie auf alles zutrifft, was wir weiter oben aufgezeigt haben, gibt es für sie auch noch einen direkten Beweis. Wenn sie nämlich richtig ist, müßten Verheiratete in Ländern mit einer hohen Ehescheidungsziffer eine geringere Immunität haben als in Ländern ohne Ehescheidungsmöglichkeit. Und genau das geht aus der in Tabelle 27 gebrachten Sachlage hervor, jedenfalls *was die Verheirateten betrifft*. In Italien, dem katholischen Land, wo man eine Scheidung nicht kennt, ist auch der Erhaltungskoeffizient der Ver-

Tabelle 27

Einfluß der Ehescheidung auf den Erhaltungskoeffizienten der Ehegatten.

Länder	Selbstmorde pro Million:		Erhaltungskoeffizient der Verheirateten gegenüber Unverheirateten
	Unverheir. über 15 J.	Verheiratete	
<i>Ohne Scheidungsmöglichkeit:</i>			
Italien (1884-1888)	145	88	1,64
Frankreich (1863-1868) <sup>14</sup>	273	245,7	1,11
<i>Wo Scheidungen verbreitet vorkommen:</i>			
Baden (1885-1893)	458	460	0,99
Preußen (1887-1889)	388	498	0,77
Preußen (1883-1889)	364	431	0,83
<i>Mit sehr häufigen Scheidungen<sup>15</sup>:</i>			
Sachsen (1879-1880)			
Auf 100 Selbstmorde jedes Familienstandes	27,5	52,5	0,63
Auf 100 Männer jedes Familienstandes	42,10	52,47	

heirateten am höchsten. Er ist weniger hoch in Frankreich, wo Trennungen von Tisch und Bett schon immer häufiger waren, und wir sehen, wie er ständig geringer wird, je nachdem in den Gesellschaften die Scheidungen an Häufigkeit zunehmen<sup>16</sup>.

14 Wir führen diese weit zurückliegende Zeit an, weil es damals noch überhaupt keine Scheidungen gab. Das Gesetz von 1884, durch das sie eingeführt wurden, scheint übrigens bis heute auf die Zahl der Selbstmorde von Verheirateten ohne Einfluß geblieben zu sein; ihr Erhaltungskoeffizient zeigt von 1888 bis 1892 keine besonderen Schwankungen. Derartige Folgen zeigen sich nicht in so kurzer Zeit.

15 Für Sachsen haben wir nur die obigen, Oettingen entlehnten Relativzahlen; sie genügen für unsere Zwecke. Man wird bei Legoyt (S. 171) weitere Beweise dafür finden, daß in Sachsen die Selbstmordrate der Verheirateten höher ist als die der Unverheirateten. Legoyt selbst ist davon überrascht.

16 Wenn wir zu diesem Punkte nur einige wenige Länder zum Vergleich heranziehen, dann deswegen, weil in den anderen die Statistiken die Selbstmorde der verheirateten Männer und Frauen nicht auseinanderhalten; wir werden weiter unten sehen, wie notwendig die Unterscheidung ist.

Aber man braucht aus dieser Tabelle nicht zu schließen, daß in Preußen, Baden und Sachsen die Verheirateten wirklich öfter zu Selbstmord schritten als die Junggesellen. Man darf nicht aus dem Auge verlieren, daß diese Koeffizienten unabhängig vom Alter und seinem Einfluß auf die Selbstmordziffern errechnet worden sind. Da nämlich die 25- bis 30jährigen, als mittleres Alter für Junggesellen eine halb so hohe Selbstmordrate aufweisen wie die 40- bis 45jährigen, als mittleres Alter der Verheirateten, erfreuen diese sich einer Immunität selbst in solchen Ländern, in denen Scheidungen häufig sind; aber sie ist da dann schwächer als anderswo. Um zu sagen, daß sie gar nicht mehr vorhanden

Wir haben die Zahl der Scheidungen im Großherzogtum Oldenburg nicht feststellen können. Da es aber ein protestantisches Land ist, kann man annehmen, daß sie hoch ist, aber nicht übertrieben hoch, denn die katholische Minderheit ist recht bedeutend. Oldenburg muß also in diesem Punkt ungefähr so rangieren wie Baden und Preußen. Und das ist auch der Fall für die Immunität, der sich die Verheirateten erfreuen. Auf 100 000 Unverheiratete über 15 Jahre entfallen jährlich 52 Selbstmorde, auf 100 000 Verheiratete 66. Der Erhaltungskoeffizient für diese ist 0,79, also sehr verschieden von dem in den katholischen Ländern, wo Ehescheidungen selten oder unbekannt sind.

Frankreich bietet uns die Gelegenheit zu einer Beobachtung, die die vorhergehenden um so besser bestätigt, als sie noch genauer ist. Im Departement Seine sind die Scheidungen viel häufiger als im ganzen übrigen Land. 1885 belief sich die Zahl der ausgesprochenen Scheidungen auf 23,99 je 100 000 gesetzlicher Ehen, während das Mittel für ganz Frankreich nur 5,65 betrug. Man braucht sich aber nur Tabelle 22 anzusehen, um festzustellen, daß der Erhaltungskoeffizient der Verheirateten an der Seine erheblich niedriger ist als in der Provinz. Er erreicht die Höhe 3 nur ein einziges Mal, für die Periode 20 bis 25 Jahre, und auch diese Ziffer ist zweifelhaft, weil sie sich auf eine zu geringe Anzahl von Fällen bezieht, wenn man bedenkt, daß es in diesem Alter bei den Verheirateten jährlich kaum einen einzigen Selbstmord gibt. Über 30 Jahre steigt der Koeffizient nicht über 2, und wird für die Altersgruppe zwischen 60 und 70 Jahren sogar negativ. Im Mittelwert beträgt er 1,73.

wäre, müßte die Selbstmordrate der Verheirateten, abgesehen vom Alter, zweimal so hoch sein wie die der Unverheirateten, was jedoch nicht der Fall ist. Im übrigen berührt diese Unterlassung in keiner Weise die von uns gezogene Schlußfolgerung. Denn das mittlere Alter der Verheirateten ist von Land zu Land wenig verschieden, nur zwei oder drei Jahre, und andererseits gilt das Gesetz über den Einfluß des Alters auf den Selbstmord überall. Wir haben zwar den absoluten Wert der Erhaltungskoeffizienten zu niedrig angesetzt, aber da wir ihn überall im gleichen Verhältnis niedriger angesetzt haben, haben wir sie im Verhältnis untereinander nicht angetastet, worauf es uns einzig ankam. Denn wir versuchen nicht, die absoluten Werte der Immunität der Verheirateten für jedes Land festzustellen, sondern eine Rangordnung der verschiedenen Länder unter dem Gesichtspunkt dieser Immunität aufzustellen. Der Grund für diese unsere Vereinfachung ist zunächst, das Problem nicht unnötig zu komplizieren, und dann auch der, daß wir nicht in allen Fällen über die nötigen Unterlagen verfügen, um den Altersfaktor genau zu bestimmen.

Dagegen ist er in den Departements in fünf von acht Fällen höher als drei. Sein Mittelwert beträgt 2,88, das heißt, er ist 1,66mal so hoch wie im Departement Seine (Paris).

Hier haben wir einen weiteren Beweis dafür, daß die hohe Zahl der Selbstmorde in Ländern mit einer hohen Scheidungsziffer in keinerlei Zusammenhang mit einer organischen Veranlagung steht, wie etwa der Häufigkeit haltloser Charaktere. Wenn das nämlich die wirkliche Ursache wäre, dann müßten sich die Folgen gleichmäßig bei den Unverheirateten wie bei den Verheirateten zeigen. Aber die letzteren sind stärker betroffen. Es ist also doch wohl so, daß die Wurzel des Übels, wie wir vermutet haben, in irgendeiner Besonderheit entweder der Ehe oder der Familie liegt. Zwischen diesen beiden Annahmen haben wir also jetzt die Wahl. Ist die weniger hohe Immunität der Verheirateten auf den Zustand der häuslichen oder auf den der ehelichen Gemeinschaft zurückzuführen? Ist nun der Familiensinn nicht ganz so gut oder ist die eheliche Verbindung nicht so, wie sie sein sollte?

Ein erster Umstand, der die erstgenannte Ausdeutung unwahrscheinlich macht, ist der, daß bei Völkern mit hoher Scheidungsziffer die Geburtenhäufigkeit sehr gut ist, und folglich die Familiendichte höher. Wir wissen aber, daß Familiensinn im allgemeinen dort kräftig entwickelt ist, wo die Familie durchgehend dichter ist. Wir haben also allen Grund zu der Annahme, daß die Ursache der Erscheinung in der Natur der Ehe begründet ist.

Und wenn man sie in der Beschaffenheit der Familie suchen müßte, müßten doch auch die verheirateten Frauen in den Ländern einen geringeren Erhaltungskoeffizienten aufweisen, wo Scheidungen an der Tagesordnung sind, im Vergleich zu denen, wo sie selten sind; denn sie sind im gleichen Maße wie der Ehemann von dem schlechten Zustand der Familienbeziehungen betroffen. Aber genau das Gegenteil ist der Fall. Der Erhaltungskoeffizient der verheirateten Frauen steigt im gleichen Maße, wie der der Ehemänner abfällt, das heißt, im selben Maße wie die Scheidungen häufiger werden, und umgekehrt. Je öfter und leichter das eheliche Band zerrissen wird, desto mehr ist die Frau im Vorteil (Siehe Tabelle 28).

Die Umkehrung in den beiden Reihen von Koeffizienten ist bemerkenswert. In den Ländern, in denen es keine Ehescheidung gibt, ist die Frau weniger stark geschützt als ihr Mann, aber das tritt in Italien stärker zum Vorschein als in Frankreich, wo das eheliche Band seit je schwächer war. Auf der anderen Seite, sobald die Scheidung zulässig ist (Baden), ist der Ehemann weniger stark geschützt als die Frau, und deren Vorteil steigt im selben Maße, wie die Häufigkeit der Scheidungen.

In ähnlicher Weise wie vorhin sind die Verhältnisse im Großherzogtum Oldenburg in diesem Punkte ähnlich wie in den anderen deutschen Ländern mit mittelgroßer Scheidungsziffer. Auf 1 Million unverheirateter Frauen kommen 203 Selbstmorde, auf 1 Million verheirateter 156. Das ergibt für diese also einen Erhaltungskoeffizienten von 1,3, also sehr viel höher als der der verheirateten Männer, der nur 0,79 betrug. Der eine ist 1,64mal so hoch wie der andere, ungefähr so wie in Preußen.

Tabelle 28

Der Einfluß der Scheidung auf die Immunität der Ehegatten<sup>17</sup>.

	Selbstmorde auf eine Million		Erhaltungskoeffizient für		x	y
	Mädchen über 16	Ehefrauen	Ehefrauen	Ehemänner		
Italien	21	22	0,95	1,64	1,72	
Frankreich	59	62,5	0,96	1,11	1,15	
Baden	93	85	1,09	0,99		1,10
Preußen	129	100	1,29	0,77		1,67
„ (1887—89)	120	90	1,33	0,83		1,60
Sachsen:						
je 100 Selbstmorde jedes Familienstandes	35,3	42,6				
auf 100 Einwohner jedes Familienstandes	37,97	49,74	1,19	0,63		1,73

(x = wievielmals ist der Koeffizient der Ehemänner höher als der der Ehefrauen?)  
(y = wievielmals ist der Koeffizient der Ehefrauen höher als der der Ehemänner?)

<sup>17</sup> Die Zeiträume sind die gleichen wie in Tabelle 27.

Wenn man das Departement Seine mit den anderen französischen Departements vergleicht, erhält man eine glänzende Bestätigung dieses Gesetzes. In der Provinz, wo es weniger Scheidungen gibt, beläuft sich der mittlere Koeffizient für verheiratete Frauen nur auf 1,49, erreicht also nur die Hälfte dessen der Männer, der im Mittel 2,88 beträgt. Im Departement Seine ist das Verhältnis umgekehrt. Der Immunitätsgrad der Männer beträgt nur 1,56 oder sogar nur 1,44, wenn man die zweifelhaften Ziffern außer acht läßt, die sich auf die Jahre zwischen 20 und 25 beziehen. Der Immunitätsgrad der Frauen beträgt 1,79. Die Lage der Frau ist also hier im Verhältnis zu der des Mannes um das Doppelte besser als in der Provinz.

Man kann die gleichen Feststellungen treffen, wenn man die verschiedenen Provinzen Preußens betrachtet:

Provinzen, in denen Geschiedene auf 100 000 Verheiratete kommen:					
810 bis 405	Erh.Koeff. der Ehefrauen	371 bis 324	Erh.Koeff. der Ehefrauen	229 bis 116	Erh.Koeff. der Ehefrauen
Berlin	1,72	Pommern	1	Posen	1
Brandenburg	1,75	Schlesien	1,18	Hessen	1,44
Ostpreußen	1,50	Westpreußen	1	Hannover	0,90
Sachsen	2,08	Schleswig	1,20	Rheinland	1,25
				Westfalen	0,80

Alle Koeffizienten der ersten Gruppe sind beträchtlich höher als die der zweiten, und die niedrigsten finden sich alle in der dritten. Die einzige Abweichung stellen wir in Hessen fest, wo die verheirateten Frauen sich aus unbekanntem Gründen im Genuß eines ziemlich hohen Immunitätsgrades befinden, obgleich es dort wenig Scheidungen gibt<sup>18</sup>.

Trotz dieser Übereinstimmung aller Beweise wollen wir das Gesetz noch einer letzten Prüfung unterziehen. Statt den Immunitätsgrad der verheirateten Männer mit dem der verheirateten Frauen zu vergleichen, wollen wir untersuchen, je nach Land, auf welche Weise die Ehe die jeweilige Situation der Geschlechter hinsichtlich des Selbstmords verändert. Diesen

<sup>18</sup> Wir mußten diese Provinzen nach der Zahl der Geschiedenen in der Volkszählung einordnen, da wir die Zahl der jährlichen Scheidungen nicht feststellen konnten.

Vergleich führen wir in Tabelle 29 durch. Man ersieht daraus, daß in den Ländern, in denen die Scheidung entweder nicht existiert, oder erst seit kurzem besteht, der Anteil der Frauen bei den Verheirateten viel größer ist als bei Unverheirateten. Das heißt also, daß dort die Ehe dem Gatten günstiger ist als der Ehefrau, und deren ungünstigere Stellung ist in Italien stärker betont als in Frankreich. Der mittlere Betrag, um den der Prozentsatz der verheirateten Frauen höher ist als der der unverheirateten ist nämlich in Italien doppelt so hoch wie in Frankreich. Sobald man mit Völkern zu tun hat, bei denen die Einrichtung der Ehescheidung weit verbreitet ist, wird das Umgekehrte der Fall sein. Durch die Eheschließung gewinnt die Frau an Boden, und der Mann verliert. Und ihr so gewonnener Vorteil ist in Preußen höher als in Baden, und in Sachsen höher als in Preußen. Er erreicht seinen höchsten Wert in dem Lande, wo auch die Scheidungshäufigkeit ein Maximum erreicht.

Folgendes Gesetz scheint über jeden Zweifel erhaben: *Der Ehestand begünstigt die Frau unter dem Aspekt des Selbstmordes um so mehr, je häufiger Scheidungen auftreten, und umgekehrt.*

Auf Grund dieser These kann man zwei Schlußfolgerungen ziehen.

Die erste ist die, daß die verheirateten Männer ausschließlich für die Steigerung der Selbstmordrate in den Ländern mit hoher Scheidungsziffer verantwortlich sind, während sich dagegen die verheirateten Frauen dort seltener töten als irgendwo anders. Wenn also immer bei erhöhter Scheidungshäufigkeit sich die moralische Situation der Frau verbessert, dann ist es abwegig zu sagen, daß diese Steigerung mit einem Verfall der häuslichen Gemeinschaft zusammenhänge, die gleichzeitig die Anfälligkeit für den Selbstmord verschärft, denn diese Verschärfung müßte bei der Frau genauso spürbar sein, wie beim Mann. Ein Verfall des familiären Zusammenhaltes könnte auf beide Geschlechter nicht derartig verschiedene Auswirkungen haben. Er kann schwerlich für die Mutter so günstig sein, während er gleichzeitig den Vater so schwer belastet. Infolgedessen muß die Ursache des Gegenstandes unserer Untersu-

Tabelle 29

Proportionaler Anteil der Geschlechter an den Selbstmorden jedes Familienstandes in den verschiedenen Ländern Europas

Auf 100 Selbstmorde von Unverheirateten entfallen M (Männer) bzw. F (Frauen):		Auf 100 Selbstmorde von Verheirateten entfallen M (Männer) bzw. F (Frauen):		x	y
<b>Italien:</b>					
1871.....	87 M. 13 F.	79 M. 21 F.	}	6,2	
1872.....	82 M. 18 F.	78 M. 22 F.			
1873.....	86 M. 14 F.	79 M. 21 F.			
1884—88.....	85 M. 15 F.	79 M. 21 F.			
<b>Frankreich:</b>					
1863—66.....	84 M. 16 F.	78 M. 22 F.	}	3,6	
1867—71.....	84 M. 16 F.	79 M. 21 F.			
1888—91.....	81 M. 19 F.	81 M. 19 F.			
<b>Baden:</b>					
1869—73.....	84 M. 16 F.	85 M. 15 F.			1
1885—93.....	84 M. 16 F.	85 M. 15 F.			
<b>Preußen:</b>					
1873—75.....	78 M. 22 F.	83 M. 17 F.			5
1887—89.....	77 M. 23 F.	83 M. 17 F.			
<b>Sachsen:</b>					
1866—70.....	77 M. 23 F.	84 M. 16 F.			7
1879—90.....	80 M. 22 F.	86 M. 14 F.			

x = Mittlerer Überschuß je Land bei Ehefrauen über unverheiratete Frauen.  
y = Mittlerer Überschuß je Land bei unverh. Frauen über Ehefrauen.

chungen im Zustand der Ehe liegen und nicht in der Beschaffenheit der Familie. Und es ist tatsächlich sehr wohl möglich, daß die Ehe auf den Mann und auf die Frau ganz gegensätzliche Wirkungen hat. Denn wenn sie als Eltern dasselbe Ziel verfolgen, als Ehepartner sind ihre Interessen verschieden und oft einander entgegengesetzt. Es kann also durchaus sein, daß in bestimmten Gesellschaften eine gegebene Eigenart des Ehestandes dem einen Nutzen und dem anderen Schaden bringt. Alles, was wir bisher gesagt haben, soll beweisen, daß genau dies bei der Scheidung der Fall ist.

Derselbe Grund zwingt uns zweitens, die Hypothese zu verwerfen, nach der diese negative Beschaffenheit der Ehe, auf die Scheidungen und Selbstmorde gleichermaßen zurückgehen, lediglich in der größeren Häufigkeit häuslicher Auseinander-

setzungen bestünde. Denn etwas Derartiges könnte ebensowenig wie eine Lockerung der Familienbande ein Ansteigen der Immunität bei der Frau zur Folge haben. Wenn dort, wo Scheidungen üblich sind, die Selbstmordziffer mit der Häufigkeit von ehelichen Disputen zusammenhinge, dann müßte die Ehefrau darunter genauso leiden wie der Ehemann. Man wird hier vergeblich nach irgend etwas suchen, das gerade ihr einen besonderen Schutz verleiht. Eine solche Hypothese ist um so weniger zu halten, als die Scheidung in der Mehrzahl der Fälle von der Frau gegen den Mann beantragt wird (in Frankreich in 60 % der Fälle bei den Scheidungen und 83 % der Fälle bei den Trennungen von Tisch und Bett)<sup>19</sup>. Das kommt wohl daher, daß in der Mehrzahl der Fälle die Mißstimmungen in der Ehe vom Mann verschuldet sind. Aber dann wäre es unverständlich, warum in Ländern mit hoher Scheidungsziffer die Männer sich deswegen häufiger das Leben nehmen sollten, weil sie häufiger den Frauen Unrecht tun, und warum demgegenüber die Frauen weniger oft Selbstmord begehen sollten, weil die Leiden, die ihnen der Mann auferlegt, häufiger sind. Im übrigen ist es gar nicht bewiesen, daß mit der Zahl der Scheidungen auch die Zahl der ehelichen Meinungsverschiedenheiten ansteigen soll<sup>20</sup>.

Wenn man diese Hypothese verwirft, bleibt nur noch eine möglich: Die Einrichtung der Ehescheidung verstärkt die Bereitschaft zum Selbstmord durch die Wirkung, die sie auf die Ehe hat.

Was ist nun eigentlich die Ehe? Eine Regelung der Geschlechtsbeziehungen, die sich nicht nur auf die physischen Instinkte bezieht, sondern auch auf alle möglichen Gefühle, die die Zivilisation nach und nach den materiellen Begierden aufgepfropft hat. Denn bei uns ist die Liebe weit mehr eine geistige als eine körperliche Angelegenheit. Was der Mann bei der Frau sucht, ist nicht einfach nur die Befriedigung des Geschlechtstriebes. Wenn dieser Naturtrieb auch die Keimzelle jeder geschlechtlichen Evolution war, so ist er doch ständig durch

<sup>19</sup> Levasseur, Population française. Bd. 11. S. 92; Bertillon, Annales de Dem. inter., 1880. S. 460. In Sachsen sind die von den Männern gestellten Anträge fast genau so häufig wie die von Frauen.

<sup>20</sup> Bertillon, Annales usw., 1882, S. 175 ff.

ästhetische und moralische Gefühlswerte kompliziert worden, in großer Zahl und mit großen Unterschieden, und heute ist er nur noch ein unbedeutendes Element im differenzierten Gesamtprozeß, für den er den Anstoß gegeben hat. Durch die Berührung mit diesen intellektuellen Elementen hat er sich selbst von seinen körperlichen Fesseln befreit und sich gleichsam intellektualisiert. Moralische Überlegungen wecken ihn genauso wie physische Reize. Auch hat er die periodische und automatische Regelmäßigkeit verloren, die noch beim Tier vorhanden ist. Ein psychischer Reiz kann ihn zu jeder Zeit wachrufen, er ist von der Jahreszeit ganz unabhängig. Aber gerade darum, weil diese verschiedenen so umgebildeten Neigungen nicht mehr in direkter Abhängigkeit von körperlichen Bedürfnissen stehen, ist für sie eine soziale Regelung unbedingt notwendig geworden. Weil im Körperlichen sie nichts zügelt, muß dies die Gesellschaft tun. Das ist die Funktion der Ehe. Sie regelt das gesamte Gefühlsleben und die monogame Ehe schärfer als alles andere. Denn dadurch, daß sie dem Mann die Verpflichtung auferlegt, sich nur an eine Frau zu binden, immer die gleiche, weist sie dem Liebesbedürfnis ein genau bestimmtes Objekt zu und verbietet den Blick über diesen Horizont hinaus.

Von dieser Eindeutigkeit ist das moralische Gleichgewicht bestimmt, dessen sich der Ehegatte erfreut. Weil er ohne Pflichtverletzung keiner anderen Befriedigung nachgehen kann als dieser ihm einzig gestatteten, beschränkt er seine Wünsche hierauf. Durch die heilsame Disziplin, der er unterworfen ist, wird es ihm zur Pflicht gemacht, sein Glück nur in ihr zu finden und ihm dadurch auch die Mittel dazu gegeben. Wenn im übrigen seiner Leidenschaft Abirrungen nicht gestattet sind, dann ist auch der Gegenstand seiner Zuneigung gehalten, dasselbe zu tun; denn die Verpflichtung ist wechselseitig. Seine Freuden sind zwar beschränkt, aber auch garantiert, und diese Gewißheit konsolidiert seine geistige Grundhaltung. Ganz anders ist die Lage für den Jungesellen. Da er frei jede Bindung eingehen kann, die ihm gefällt, will er alles haben und nichts befriedigt ihn. Dieses Übel der fehlenden Grenzen, das die Anomie immer mit sich bringt, kann ebenso gut diesen Teil unseres Bewußtseins erfassen wie irgendeinen anderen. Sehr

häufig drückt es sich in einer sexuellen Form aus, wie Musset sie beschrieben hat<sup>21</sup>. Sobald man von nichts in Grenzen gehalten wird, kann man selbst keine Grenzen einhalten. Über das Vergnügen hinaus, das man erlebt hat, stellt man sich weitere vor und will sie haben. Wenn man fast den ganzen Bereich der Möglichkeiten ausgekostet hat, träumt man vom Unmöglichen; man hat Verlangen nach etwas, das es nicht gibt<sup>22</sup>. Bei dieser Jagd, die kein Ende hat, muß sich die Sensibilität erschöpfen. Um zu diesem Punkt zu kommen, ist es nicht einmal erforderlich, daß man amouröse Abenteuer in unendlicher Vielfalt erlebt und wie ein Don Juan gelebt hat. Das alltägliche Durchschnittsdasein eines gewöhnlichen Junggesellen reicht dazu schon aus. Fortlaufend tauchen neue Hoffnungen auf, die dann enttäuscht werden und ein Gefühl des Überdrusses und der Ernüchterung zurücklassen. Wie könnte die Begierde denn je ein festes Ziel finden, wenn sie nicht sicher ist, das zu behalten, was sie anzieht? Denn die Anomie ist zwiefach. Da einer sich nicht endgültig gibt, besitzt er auch nichts endgültig. Die Unge- wißheit über die Zukunft, die mit seiner eigenen Entschlußlosigkeit verbunden ist, verurteilt ihn zu einer nicht endenden Geschäftigkeit. Das alles zusammen schafft einen Zustand von Unruhe, Erregung und Unzufriedenheit, durch den die Möglichkeit eines Selbstmordes realer wird.

Nun liegt aber in der Scheidung eine Abschwächung der für die eheliche Bindung geltenden Regelung. Die Ehe ist dort, wo Scheidung möglich ist, und erst recht dort, wo Recht und Sitte sie bedeutend erleichtern, nur noch ein schwaches Abbild ihrer selbst. Sie ist weniger wert. Sie kann daher ihre heilsamen Einflüsse nicht im gleichen Maß ausüben. Die Grenze, die sie den Begierden gesetzt hat, ist nicht mehr ganz so starr. Sie hält die Leidenschaften nicht mehr so wirksam zurück, wenn sie so leicht zu erschüttern oder zunichte zu machen ist; folglich neigen diese auch mehr dazu, sich nach außen zu ergießen. Die Triebe finden sich dann mit den gegebenen Tatsachen weniger leicht ab. Ruhe und Seelenfrieden, die starken Bundesgenossen des Verheirateten, sind angekränkt. An ihre Stelle tritt ein

21 In Rolla, und das Portrait des Don Juan in Namouna.

22 Vgl. den Monolog des Faust in dem Goetheschen Drama.

*Scheidung → mit Selbstmord an sich an die  
nicht mehr möglich*

Zustand der Ruhelosigkeit, in dem der Mensch in dem, was er besitzt, keinen Halt mehr findet. Im übrigen ist er um so weniger geneigt, sich an die Gegenwart zu halten, zumal die Befriedigung, die er hier findet, ihm keineswegs ganz sicher ist: die Zukunft ist noch weniger sicher. Niemand fühlt sich stark gefesselt durch ein Band, das in jedem Augenblick von beiden Seiten zerrissen werden kann. Wenn man keinen sicheren Boden unter den Füßen fühlt, dann kann es nicht ausbleiben, daß die Blicke suchend in die Ferne schweifen. Aus diesem Grunde muß es in den Ländern, in denen die Ehe durch die Scheidungsmöglichkeit weitgehend geschwächt ist, dazu kommen, daß die Immunität des verheirateten Mannes ebenfalls schwächer wird. Da er sich unter solchen Umständen dem Unverheirateten annähert, kommt es ganz von selbst, daß er einige von seinen Vorteilen einbüßt. Folglich wird die Gesamtzahl der Selbstmorde ansteigen<sup>23</sup>.

Aber diese Konsequenz der Scheidung betrifft speziell den Mann, die Frau wird davon nicht berührt. Die sexuellen Bedürfnisse haben nämlich bei der Frau einen weniger geistigen Charakter, weil allgemein gesprochen ihr geistiges Leben weniger entwickelt ist. Sie stehen in viel unmittelbarerem Zusammenhang mit den Forderungen des Organismus, sie folgen ihnen eher, als daß sie ihnen vorausgehen und finden darum in ihnen eine wirksame Bremse. Da die Frau ein viel instinktiveres Wesen ist als der Mann, braucht sie diesen Instinkten nur zu folgen, um Ruhe und Frieden zu finden. Sie bedarf infolgedessen einer so engen sozialen Reglementierung wie der Ehe und vor allen Dingen der monogamen Ehe nicht. Auch wo eine derartige Disziplin von Nutzen ist, führt sie Unannehmlichkeiten mit sich. Dadurch, daß das eheliche Verhältnis durch sie auf ewig fixiert wird, wird es unmöglich, sich aus ihm zu lösen,

23 Man wird aber fragen, ob die so eng gezogene Verpflichtung zur Monogamie nicht überall da, wo die Scheidung als Milderungsfaktor für die Ehe nicht zur Verfügung steht, zum Überdruß führen wird. Ja, natürlich, dazu kommt es sicher, wenn das Gefühl für den moralischen Charakter der Verpflichtung verlorengeht. Worauf es ankommt, ist nämlich nicht das bloße Bestehen der Normen, sondern ihre innere Anerkennung durch das Gewissen. Wenn die Ehe keine moralische Autorität mehr hat und sich nur in den ausgefahrenen Gleisen der Gewohnheit halten kann, kann sie ihre nützliche Rolle nicht weiter spielen. Sie wird zur Qual, ohne noch viel Nutzen zu bringen.

geschehe was wolle. Mit der Abgrenzung des Horizontes beendet sie die Diskussion und verbietet alle, auch legitime Hoffnungen. In gewissem Sinne leidet der Mann selbst unter dieser Starrheit, aber das wird durch das Positive, das ihm andererseits daraus erwächst, weitgehend wettgemacht. Im übrigen gestattet ihm die allgemeine Sittenauffassung bestimmte Privilegien, mit deren Hilfe er in gewissem Maße die Strenge der Vorschriften abmildern kann. Für die Frau gibt es dagegen weder Ausgleich noch Milderung. Für sie ist die Monogamie absolute Verpflichtung ohne jeden Kompromiß, und andererseits kann ihr die Ehe nicht im gleichen Maße helfen, ihre Begierden einzuschränken, die schon von Natur aus eingeschränkt sind, und sie lehren, wie man sich mit seinem Geschick abfindet; aber die Ehe verhindert eine Veränderung, auch wenn sie unerträglich wird. Für sie ist also die Normierung hinderlich und ohne große Vorteile. Infolgedessen wird alles, was die Ehe abschwächt und erleichtert, die Lage der Ehefrau nur verbessern. Darum findet sie also in der Scheidung einen Erhaltungsfaktor, und darum auch nimmt sie so gern dazu ihre Zuflucht.

Die parallele Entwicklung der Scheidungen und der Selbstmorde erklärt sich also aus der Anomie der Ehe, die durch die Scheidung möglich wird. Daher bilden die Selbstmorde von Ehemännern, die in Ländern mit hoher Scheidungsziffer die Zahl der Selbstmorde ansteigen lassen, eine Variante des anomischen Selbstmordes. Sie geschehen nicht deswegen, weil es in diesen und jenen Gesellschaften mehr schlechte Ehemänner oder mehr schlechte Ehefrauen gibt und darum mehr unglückliche Ehen. Sie entstammen einer moralischen Verfassung *sui generis*, deren Ursache ihrerseits wieder ein Nachlassen der ehelichen Normen ist. Diese während der Ehe zustandegekommene Verfassung, die diese überdauert, ist es, auf die sich die bei den Geschiedenen so auffallende Neigung zum Selbstmord zurückführen läßt. Im übrigen haben wir nicht behaupten wollen, daß diese Aushöhlung der Norm allein durch die legale Einführung der Scheidung erfolgt sei. Die Scheidung wird nur ausgesprochen, wenn es gilt, einen bereits herrschenden Zustand veränderter Sitten anzuerkennen. Wenn es nicht der allgemeinen sittlichen Auffassung entsprochen hätte, nach und

nach zu der Überzeugung zu kommen, daß die Unauflöslichkeit der Ehe keine vernünftige Begründung hat, hätte der Gesetzgeber nicht daran gedacht, ihrer Zerbrechlichkeit Vorschub zu leisten. Die eheliche Anomie kann also bereits in der öffentlichen Meinung bestehen, ohne schon im Gesetz formuliert zu sein. Aber andererseits kann sie erst dann, wenn sie Gesetzesform gefunden hat, alle die besprochenen Folgerscheinungen haben. Solange das Eherecht noch nicht modifiziert ist, wird es wenigstens die Leidenschaften äußerlich noch im Zaum halten; vor allem widersetzt es sich einer weiteren Ausbreitung der Anomie. Daher kann es erst dann zu den charakteristischen und leicht zu beobachtenden Konsequenzen kommen, wenn die Scheidung zu einer Rechtsnorm geworden ist.

Wie diese Erklärung sowohl den zwischen Scheidungen und Selbstmorden<sup>24</sup> beobachteten Parallelismus verständlich macht als auch die im Immunitätsgrad der Ehemänner und Ehefrauen auftretende Inversion, so wird sie noch durch weitere Tatsachen gestützt:

1. Nur wo die Institution der Scheidung vorhanden ist, kann eine echte Instabilität der Ehe bestehen. Denn sie als einzige setzt der Ehe vollends ein Ende, während die Trennung von Tisch und Bett nur zum Teil einige Begleiterscheinungen aufhebt, ohne jedoch den Ehegatten ihre Freiheit wiederzugeben. Wenn also diese besondere Art von Anomie die Anfälligkeit für den Selbstmord wirklich erhöht, dann müssen die Geschiedenen eher zum Selbstmord neigen als die in Trennung Lebenden. Und das geht auch tatsächlich aus dem einzigen Dokument hervor, über das wir zu dieser Frage verfügen. Nach einer Berechnung von Legoyt<sup>25</sup> kamen in Sachsen während der Jahre 1847—56 auf eine Million Geschiedener im Mittel 1400 Selbstmorde und auf eine Million getrennt Lebender nur 176. Diese letzte Zahl liegt noch unter der der verheirateten Männer (318).

<sup>24</sup> Da immer dort, wo der Immunitätsgrad der Ehemänner absinkt, der der Ehefrauen ansteigt, wird man sich vielleicht die Frage vorlegen, warum sich kein Ausgleich einstellt. Da aber der Anteil der Frauen an der Gesamtzahl der Selbstmorde sehr gering ist, wird das Absinken der weiblichen Selbstmordzahlen im Gesamtbild nicht spürbar und kann die Zunahme der männlichen Selbstmorde nicht ausgleichen. Daher kommt es im Gefolge der Scheidung schließlich zu einem Ansteigen der absoluten Selbstmordzahlen.

<sup>25</sup> AaO, S. 171.

2. Wenn die so starke Neigung der Junggesellen zum Selbstmord wenigstens zum Teil mit der sexuellen Anomie zusammenhängt, in der sie ständig leben, dann müßte diese Erschwerung der Dinge, die sie auf sich nehmen müssen, besonders dann sich zeigen, wenn das sexuelle Gefühl seine höchste Intensität erreicht. Tatsächlich steigt zwischen dem 20. und dem 45. Lebensjahr bei den unverheirateten Männern die Selbstmordrate viel schneller an als später. In dieser Zeit vervierfacht sie sich, während sie sich zwischen 45 und dem Alter des Maximums (nach 80 Jahren) nur wieder verdoppelt. Eine ähnlich rapide Zunahme können wir dagegen bei den Frauen nicht feststellen. Zwischen 20 und 45 Jahren steigt die Rate bei den unverheirateten Frauen nicht einmal auf das Doppelte, sie bewegt sich nur von 106 auf 171 (s. Tabelle 21). Die Zeit der Sexualität hat also bei den Frauen auf den Verlauf der Selbstmordkurve keinen Einfluß. Genau das war aber zu erwarten, wenn nach unserer These die Frau dieser Form der Anomie gegenüber nicht sehr empfänglich ist.

3. Schließlich haben wir im 3. Kapitel dieses Buches mehrere Tatsachen festgestellt, die in der oben aufgestellten Theorie ihre Erklärung finden, und die sie andererseits verifizieren.

Wir haben dort gesehen, daß allein und unabhängig von der Familie die Ehe in Frankreich sich für den Mann in einem Erhaltungskoeffizienten von 1,5 auswirkt. Jetzt wissen wir, womit dieser Koeffizient zusammenhängt. Darin zeigen sich die Vorteile, die dem Mann aus der ordnenden Kraft, die die Ehe bei ihm hat, zuteil werden, aus der Mäßigung, der er seine Begierden unterwirft und dem danach eintretenden moralischen Wohlbefinden. Aber wir haben zur gleichen Zeit auch festgestellt, daß im selben Lande die Bedingungen der verheirateten Frau im Gegenteil dazu so erschwert wurden, daß selbst die Gegenwart von Kindern die schlechten Auswirkungen, die die Ehe für sie hat, nicht ausgleichen kann. Den Grund dafür haben wir erwähnt. Es ist nicht so, daß der Mann von Natur aus ein böses und egoistisches Wesen darstellt, dessen Rolle in der Ehe darin besteht, seine Gefährtin zu quälen. Der Grund liegt darin, daß bis in die jüngste Zeit die Ehe in Frankreich nicht durch die Scheidung abgeschwächt wurde und daß die starre

Regel, die sie den Frauen auferlegt, für sie viel Last und wenig Nutzen mit sich bringt. Allgemeiner gesprochen liegt hier die tiefere Ursache für diesen Antagonismus bei den Geschlechtern, der sich in der ungleichen Begünstigung durch die Ehe ausdrückt<sup>26</sup>, darin nämlich, daß ihre Interessen gegensätzlich sind. Der eine braucht Zwang, der andere Teil Freiheit.

Es scheint übrigens wirklich so, daß der Mann an einem bestimmten Punkt seines Lebens unter dem gleichen Einfluß der Ehe steht wie die Frau, wenn auch aus anderen Gründen. Wenn die zu jungen Ehemänner, wie wir gesehen haben, erheblich öfter den Tod wählen als die gleichaltrigen Unverheirateten, dann kommt es daher, daß ihre Leidenschaften noch zu ungebändigt sind und ihr Selbstvertrauen noch zu hoch, als daß sie sich einer so strengen Norm unterwerfen könnten. Die Ehe erscheint ihnen demnach als ein unerträgliches Hindernis, an dem ihre Begierden sich stoßen und zerbrechen. Es ist daher wahrscheinlich, daß die Ehe alle ihre wohltätigen Eigenschaften erst dann voll entfalten kann, wenn der Mann im fortgeschrittenen Alter etwas ruhiger geworden ist und die Notwendigkeit einer Disziplin ihm einleuchtet<sup>27</sup>.

Schließlich haben wir im 3. Kapitel auch gesehen, daß da, wo die Ehefrau durch die Ehe besser gestellt ist als der Ehemann, die Spanne zwischen den beiden Geschlechtern immer noch geringer ist als da, wo die Verhältnisse umgekehrt liegen<sup>28</sup>. Das ist der Beweis dafür, daß selbst in solchen Gesellschaften, in

<sup>26</sup> Vgl. weiter oben, S. 203.

<sup>27</sup> Die Ehe selbst hat wahrscheinlich diese hemmenden Wirkungen erst später, nach etwa 30 Jahren. Bis dahin liefern nämlich die kinderlosen Ehen in absoluten Ziffern ebenso viele Selbstmorde wie die mit Kindern, nämlich für beide je 6,6 von 20 bis 25 Jahren, 33 bei der einen gegen 34 bei der anderen Gruppe zwischen 25 und 30 Jahren. Offenbar sind sogar in diesem Lebensalter die fruchtbaren Ehen häufiger als die unfruchtbaren. Der Hang zum Selbstmord muß also bei diesen um ein Mehrfaches stärker sein als bei den kinderlosen Ehepaaren. Infolgedessen muß er in der Intensität den Unverheirateten sehr nahekommen. Leider können wir zu diesem Punkt nur Hypothesen aufstellen; denn da die Erhebungen nicht für jede Altersklasse die Zahl der kinderlos Verheirateten angeben, getrennt von den Verheirateten mit Kindern, können wir unmöglich die Selbstmordrate für beide Gruppen getrennt und für jede Altersstufe errechnen. Wir können also nur absolute Zahlen angeben, wie wir sie uns aus dem Justizministerium für die Jahre 1889–91 geholt haben. Wir veröffentlichen sie in einer besonderen Tabelle am Schluß unserer Arbeit. Wir bedauern diese Lücke in den Erhebungen sehr.

<sup>28</sup> Vgl. weiter oben, S. 196 f. und S. 217.

denen der Ehestand ganz zu Gunsten der Frau ausschlägt, er ihr weniger Nutzen bringt als dem Mann, wenn dieser den Vorteil hat. Wenn die Ehe ihr ungünstig ist, hat die Frau mehr zu erdulden als sie davon Gewinn hat, wenn die Ehe ihr günstig ist. Das kommt daher, weil ihre Bedürfnisse bescheidener sind. Das gerade hat die Theorie, die wir eben erläutert haben, sagen wollen. Die Ergebnisse aus unseren früheren Untersuchungen und die des vorliegenden Kapitels ergänzen und kontrollieren sich also gegenseitig.

Wir kommen nun zu einer Schlußfolgerung, die sich ziemlich weit von der landläufigen Vorstellung von der Ehe und ihrer Funktion entfernt. Man nimmt allgemein an, daß diese Institution im Interesse der Frau geschaffen worden sei, um sie in ihrer Schwäche gegen die männlichen Launen zu schützen. Besonders die Monogamie ist immer wie ein Opfer hingestellt worden, das der Mann seinen polygamen Trieben gebracht hat, um die Lage der Frau in der Ehe zu erleichtern und zu verbessern. Wie immer die geschichtlichen Gegebenheiten waren, durch die er dazu gebracht wurde, sich diese Beschränkung aufzuerlegen, so profitiert er von der Ehe am meisten. Die Freiheit, auf die er so verzichtet hat, mußte demnach für ihn eine Quelle des Leides sein. Die Frau hatte nicht dieselbe Veranlassung zu einem solchen Verzicht, und man kann hierzu behaupten, daß eigentlich sie das Opfer gebracht hat, als sie sich der gleichen Norm unterordnete<sup>29</sup>.

<sup>29</sup> Aus den Überlegungen, die wir oben angestellt haben, ersieht man, daß es einen Selbstmordtyp gibt, der dem anomischen Selbstmord genauso entgegengesetzt ist wie der egoistische dem altruistischen. Nämlich der, welcher aus einem Übermaß von Reglementierung erwächst; der Selbstmord derjenigen, denen die Zukunft mitleidlos vermauert wird, deren Triebleben durch eine bedrückende Disziplin gewaltsam erstickt wird. Es ist der Selbstmord der zu jungen Eheleute, der Selbstmord der kinderlos verheirateten Frau. Wegen der Vollständigkeit müßten wir also eigentlich einen vierten Selbstmordtyp konstruieren. Aber er hat heute so wenig Bedeutung, und es ist über die von uns zitierten Fälle hinaus so schwierig, Beispiele zu finden, daß es uns zwecklos erscheint, uns mit ihm aufzuhalten. Es könnte allerdings sein, daß er von historischem Interesse ist: Gehören nicht diesem Typ auch die Selbstmorde der Sklaven an, die unter bestimmten Voraussetzungen sehr zahlreich gewesen sein sollen (vgl. Corre, *Le crime en pays créoles*, S. 48) mit einem Wort alle die, deren Grundlage im Unmaß eines materiellen oder moralischen Despotismus zu suchen ist? Um den unentrinnbaren und unnachgiebigen Charakter der Norm deutlich zu machen, gegen die keiner ankömmt, und im Gegensatz zu dem Ausdruck Anomie, den wir angewandt haben, könnte man ihn den fatalistischen Selbstmord nennen.

## Sechstes Kapitel Individualformen der verschiedenen Selbstmordtypen

Ein Ergebnis zeichnet sich bereits jetzt in unseren Untersuchungen ab: daß es nämlich nicht einen Selbstmord gibt, sondern Selbstmorde. Natürlich ist jeder Selbstmord immer wieder die Tat eines Menschen, der den Tod dem Leben vorzieht. Aber die Ursachen, die ihn bestimmen, sind nicht in allen Fällen gleich: sie sind gelegentlich sogar diametral entgegengesetzt. Nun muß sich aber der Unterschied in den Ursachen auch in den Wirkungen wiederfinden. Man kann also mit Bestimmtheit annehmen, daß es mehrere Arten qualitativ voneinander unterschiedener Selbstmorde gibt. Aber es genügt nicht, bewiesen zu haben, daß derartige Unterschiede bestehen müssen; man würde sie lieber in direkter Beobachtung erfassen, um zu erfahren, worin sie bestehen. Man möchte sehen, wie sich die Wesenszüge der einzelnen Selbstmordarten in deutlich voneinander abgesetzte Gruppen teilen, entsprechend den Typen, die wir unterschieden haben. Auf diese Weise könnte man alle die verschiedenen selbstmordfördernden Strömungen von ihrem sozialen Ursprung aus bis zu ihren einzelnen Erscheinungsformen verfolgen.

Wir können diese morphologische Unterteilung, die am Anfang der Studie kaum möglich war, jetzt versuchen, nachdem wir die Grundlagen dazu in einer ätiologischen Unterscheidung geschaffen haben. Wir brauchen als Ausgangspunkt nämlich nur die drei Arten von Faktoren zu nehmen, die wir als bestimmend für den Selbstmord erkannt haben, und zu untersuchen, ob die unterscheidenden Merkmale im Einzelfall von diesen Typen abgeleitet werden können und wie. Es wird wohl nicht möglich sein, alle Eigenheiten abzuleiten, die er wahrscheinlich aufweisen wird, denn einige davon werden vom Charakter des Selbstmörders abhängen. Jeder verleiht seiner Tat ein persönliches Siegel, in dem sich sein Temperament und die besonderen Umstände widerspiegeln, in denen er sich befindet und die daher nicht aus sozialen und allgemeinen